DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 63

DM 1,50

Printed in Germany

DIE FEUERBESTIEN AUS KH'ORSHAN



Nr. 63

Die Feuerbestien aus Kh'or Shan

(1. Teil des Kh'or Shan-Zyklus)

Die ANTOINETTA, die im Pazifischen Ozean zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln auf den Wellen schaukelte, segelte unter italienischer Flagge. Sie gehörte dem reichen Reeder Vittorio de Seneca, einem Playboy per Excellence und im internationalen Jet-Set bekannt für exzentrische Ideen. De Senecas Partys und Abenteuer waren in aller Munde und tauchten in den Klatschspalten der Boulevardpresse und einschlägiger Blätter auf. Daß alles an die Öffentlichkeit sickern konnte, daran war der Reeder selbst schuld. An seinen Unternehmungen nahm stets mindestens ein Journalist teil. Der durfte dann brühwarm und nach Herzenslust über alles berichten, was die Leute in de Senecas Freundes- und Bekanntenkreis trieben und erlebten.

Der Italiener war neunundvierzig Jahre alt, hatte das väterliche Erbe übernommen und konnte sich anstrengen, wie er wollte, es gelang ihm nicht, die Millionen kleinzukriegen, die sein Vater gescheffelt hatte.

Die weit verzweigten Geschäfte der de Senecas sorgten dafür, daß immer wieder eineinhalb Millionen nachrückten, wenn eine Million verbraucht war…

Der Reeder, ein untersetzter Mann, dem man ansah, daß er gern aß und trank, liebte es vor allem auch, seine illustren Gäste zu überraschen.

Marcel Duval, der fünfundzwanzigjährige Chansonsänger aus Paris, der sich auf dem mondbeschienenen Deck der Antoinetta aufhielt, sah es zuerst und war überzeugt davon, daß es sich um einen von de Seneca arrangierten Überraschungseffekt handelte.

Etwa steinwurfweit von der Antoinetta entfernt bewegte sich durch das Wasser ein rötlich schimmerndes, längliches Etwas, das rasend schnell näher kam.

Der schwarzhaarige Mann mit der burschikosen Haartolle beugte sich unwillkürlich nach vorn.

Duval hatte keinen besonders festen Stand mehr. Viel Champagner war seine Kehle hinabgelaufen.

»Ein… Unterwasserfeuerwerk… sieh’ mal einer an… Vittorio fällt aber auch immer wieder etwas Neues ein…« Der Franzose wandte sich um und blickte über Deck. In Höhe der beiden aufgehängten Rettungsboote nahm er die Schatten eines Paares wahr, das sich außer ihm noch auf Deck befand.

Sonst war niemand weit und breit zu sehen. Die anderen hielten sich unten in der Yacht auf; fröhliche Stimmen und laute Musik drangen herauf in die Nacht und verloren sich in der Weite des Ozeans.

Duval wollte den beiden etwas zurufen. Die küßten sich und hatten die Welt um sich herum vergessen. Der Franzose winkte ab. Dann

wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Leuchten im Wasser zu.

Das war inzwischen näher gekommen und sah irgendwie unheimlich aus. Trotz der Tatsache, daß er nicht mehr ganz Herr seiner Sinne war, weil der Alkohol wirkte, fühlte der Chansonsänger die leichte Gänsehaut, die über seinen Rücken kroch.

Zu dem monotonen Plätschern der Wellen gegen die Bootswand gesellte sich ein gurgelndes Brodeln, was sich anhörte, als ob das Wasser an dieser Stelle zu kochen begänne.

Und genauso war es!

Die Wellen vor ihm warfen Blasen, und heißer Dampf stieg auf, der zischend an der Bootswand entlang strich.

Das glühende Objekt war jetzt so nahe, daß Marcel Duval jede Einzelheit erkennen konnte.

Die Gestalt vor ihm im Wasser – war ein Mensch! Er bestand aus glühender Lava!

*

Es ging alles so schnell, daß er weder schreien noch die Flucht ergreifen konnte.

Wohin hätte er sich auch auf diesem Schiff wenden können?

Der unheimliche Flammenkörper stieß gegen die Außenwand der Yacht. Ein schwerer Stoß erschütterte die Antoinetta. Ein Grollen lief durch den Schiffsleib.

Im gleichen Moment stieg der glühende Flammenkörper wie eine zischende Rakete aus dem Wasser. Gischt schäumte. Das Wasser wurde an dieser Stelle emporgeworfen.

Marcel Duval war von einer Sekunde zur anderen völlig nüchtern.

Was er hier sah, sprengte die Grenzen seines Verstandes.

Die Nacht vor ihm flammte auf. Unzählige Feuerzungen umloderten den Körper, der das Blickfeld vor ihm ausfüllte.

Er spürte die glühende Hitze. Seine Augenbrauen wurden angesengt, die phantastische Haartolle, die er zu tragen pflegte, schmorte zusammen.

Duval taumelte zurück.

»Neiiiinnnn!«

Sein markerschütternder Schrei hallte über Deck und übertönte das Gelächter und die Musik aus der Tanzbar.

Das sich küssende Paar wirbelte herum. Was sich den Augen der beiden abseits stehenden Menschen bot, gehörte in einen Horrorfilm, in einen Alptraum – aber nicht in die Wirklichkeit.

Die Flammengestalt jagte direkt auf Marcel Duval zu.

Der Franzose konnte dem Zugriff der lodernden Hände nicht mehr ausweichen…

Flammen sprangen über.

Instinktiv streckte Duval beide Arme aus, um den unheimlichen Gegner zurückzuschlagen.

Der schrille Schrei des Franzosen ließ die beiden Menschen erstarren.

Ebenso gut hätte Duval in glühende Kohlen greifen können!

Er fühlte noch die harte, pulsierende Masse, ehe seine Fingerkuppen wegschmolzen wie ein Schneerest unter den ersten wärmenden Strahlen der Frühlingssonne.

Duval flog nach hinten. Seine Hosenbeine, sein Hackett, seine Haare fingen Feuer…

Im Nu stand er da als lebende Fackel – dann warf er sich herum und lief panikerfüllt und laut schreiend über Deck. Genau auf das Paar zu, das von dem flackernden Schein des feurigen Dämons aus dem Wasser und dem brennenden Franzosen getroffen wurde.

»Helft mir! Rettet mich!« Duvals Stimme war nicht mehr zu erkennen. Er schlug verzweifelt um sich, warf sich zu Boden und versuchte durch das Rollen auf Deck die Flammen, die an seinem Körper hochleckten, zu ersticken.

Der Mann in unmittelbarer Nähe der Rettungsboote gab sich einen Ruck und versuchte das Grauen, das auch ihn gepackt hatte, zu überwinden. Er riß von einem Boot eine Plane herab und warf sie kurzerhand auf den Mann, um die sich entwickelnden Flammen abzuwürgen.

Das Feuerwesen stand nach seiner Ankunft und dem Angriff auf Marcel Duval wie eine lodernde Statue da. Flammen umzüngelten seinen Körper. Die Planken schwärzten sich, und das Holz fing Feuer. Genau auf der Stelle, wo der Unheimliche stand, wurde regelrecht der Boden durch die ungeheure Hitze herausgelöst. Ein Loch entstand. Die Planken sackten ein, und mit ihnen zischte der Feuerdämon in die darunter liegende Kabine. Bei ihr handelte es sich um den Funkraum der Antoinetta.

Innerhalb weniger Sekunden herrschte auf der Superyacht Vittorio de Senecas das Chaos.

Die Plastikverkleidungen der Armaturen schmolzen, und zähflüssige Tropfen bildeten große, schmierige Lachen auf dem Boden, wo wie auf einem Ölsee Flammen züngelten.

Kabel schmorten, und riesige Stichflammen schossen aus der Anlage. Innerhalb weniger Augenblicke wurde die Funkeinrichtung der Antoinetta ein Raub der Flammen.

Aus den fröhlichen, lachenden Stimmen wurden Schreie des Grauens.

Überall wo die Feuerbestie auftauchte, hinterließ sie Furcht, Panik und Verwüstung.

Es zeigte sich, daß die Flammen mit den herkömmlichen Mitteln nicht zu löschen waren.

Die Plane, die auf Marcel Duvals Körper lag und in die er sich blitzschnell und von wahnsinnigen Schmerzen gepeinigt einrollte, erstickte nicht das Feuer, sondern bot ihm trotz der abgestellten Sauerstoffzufuhr neue Nahrung.

Knisternd und fauchend schlug die Feuersbrunst über dem Franzosen zusammen. Da gab es kein Entkommen, keine Kettung mehr…

Der Helfer, der gehofft hatte dem aufflackernden Feuer ein Hindernis in den Weg gestellt zu haben, war verwirrt und ratlos.

Wertvolle Sekunden gingen verloren. Die Flammen fraßen sich in Duvals Haut.

Voller Verzweiflung gelang es ihm nochmal auf die Beine zu kommen. Die Plane zerfetzte unter der Wucht des prasselnden Feuers. Große und kleine Teile wirbelten glühend durch die Luft, als Marcel Duval sich mit einem verzweifelten Sprung über die Reling zu helfen hoffte.

Auf platschend landete er im Wasser und tauchte ein.

Rauch und Qualm stiegen aus Bullaugen und Decköffnungen.

Die Frau in dem weißen, wallenden Kleid mit dem tiefen Rückenausschnitt klammerte sich verzweifelt und schluchzend an die Arme ihres Begleiters.

Die Antoinetta begann plötzlich heftig hin und her zu schaukeln, als ob eine gewaltige Sturmböe aufgekommen wäre.

Aber es war windstill!

Die Bewegung wurde ausgelöst durch riesige Wellen, die sich auftürmten und das Schiff wie eine Nußschale in die Höhe drückten.

Der junge Italiener und seine Begleiterin landeten an der Reling wie zwei Bälle im Netz. Die dunklen Augen der hübschen Italienerin glühten wie Kohlen in ihrem schreckensbleichen Gesicht.

Sie konnte plötzlich nicht mehr unterscheiden wo Himmel, Erde, wo das Schiff und das Meer waren. Alles schien eins zu werden. Wie von einer unsichtbaren Riesenfaust geschleudert, bewegte sich die Antoinetta steuerlos auf den turmhohen Wellen.

Die See kochte.

Riesige Schaumkronen standen auf den Wellenbergen, gigantische Fontänen spritzten in die Luft, als ob Unterseeminen gezündet würden. Himmel und Erde vermählten sich, und unbeschreibliche Panik erfüllte die beiden einsamen Menschen, die in dieses Chaos gerissen wurden.

Die riesigen Wellen schwappten über Deck. Da gab es keinen Halt mehr, keine Möglichkeit zu entrinnen.

Auch der Fluchtweg nach unten in die sicheren Kabinen war

versperrt.

Von dort loderte Flammenschein und schrillten Schreckensschreie, die vom Tosen der Wellen und von dem unheimlichen Grollen aus der tiefsten Tiefe des Meeres verschlungen wurden.

Die Menschen in den Kabinen, in denen eben noch Frohsinn und Heiterkeit geherrscht hatten, flogen gegen die Wände des schlingernden Schiffes. Die Flaschen auf der Bar stürzten um und zerbrachen am Boden. Schreiend lief alles durcheinander. Jeder war sich selbst der Nächste.

Niemand begriff, was geschehen war, und jeder hatte nur eines im Sinn: Heraus aus dieser Falle… Hoch zu den Rettungsbooten…

In der Antoinetta herrschte das Grauen!

»Feuer!«

Von irgendwoher kam dieser Schrei.

Die tobende See, die sich wie verrückt im Kreis drehende Antoinetta und das offenbar zur gleichen Zeit an Bord ausgebrochene Feuer machten das Chaos und die Panik perfekt.

Da wurden Menschen zu reißenden Bestien.

Freunde und Begleiterinnen, die man eben noch im Arm gehalten hatte, wurden einfach zur Seite gestoßen, um die eigene Haut retten zu können. Menschen stürzten zu Boden und wurden niedergetrampelt. Panik brach in den festlich beleuchteten, luxuriösen Partykabinen der Yacht aus.

Wem es gelang sich durchzuboxen und zu Widersachern gewordene Freunde kurzerhand zu überrennen, geriet vom Regen in die Traufe.

Die gigantischen Wellen schwappten über das Deck der Antoinetta und spülten die aus der Kabine eilenden Menschen hinweg wie Ameisen.

Mehrere Kabinen standen in Flammen. Rauch und Qualm bahnten sich einen Weg durch Bullaugen und Luken und griffen rasend schnell über andere, bisher noch nicht in Mitleidenschaft gezogene Kabinen über.

In der aufgewühlten See war es unmöglich sich durch Schwimmen aus dem furchtbaren Sog, der nur unmittelbar in der Nähe der Antoinetta zu herrschen schien, zu befreien. Die über Bord Gespülten oder auf der Flucht vor dem Feuer in ihrer Panik. Gesprungenen verschwanden zwischen den gigantischen Wellen als dunkle Punkte, die das Meer schluckte.

Menschen flogen wie lodernde Fackeln durch die Luft, tauchten ein in die Wellengebirge, und man mochte meinen, daß das Wasser eine Erlösung für sie wäre.

Doch es war kein Feuer aus dieser Welt.

Von den schäumenden Wellenbergen mitgerissen, durchstießen

feurige Menschenleiber das Naß, ohne daß die Flammen im geringsten in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Das Feuer erlosch nicht durch das Wasser!

*

Im Wasser brodelte es. Das schwere Seebeben tobte sich aus. Dies alles passierte mit solcher Wucht und Schnelligkeit, daß viele aus der Antoinetta gar nicht mitbekamen, wie die Dinge sich im einzelnen abspielten.

Die Yacht des italienischen Playboys ächzte in allen Fugen. Flammenfontänen schlugen aus dem Schiff.

Die Antoinetta, in Feuer und Rauch gehüllt, tanzte auf riesigen Wellenbergen, als ob der Teufel Regie führe.

Die brennende Yacht fiel auseinander.

In Flammen stehende Menschen, Planken, Musikinstrumente, Schränke und Bilder hüpften auf den Schaumkronen und in den Wellentälern wie die Funken eines gigantischen Feuers.

Innerhalb von acht Minuten war aus der großen, weißen, luxuriösen Antoinetta ein in tausend Einzelteile zerfallenes, loderndes und rußendes Wrack geworden.

Nur einige hundert Meter von diesem Chaos entfernt – entstand ein neues.

Aus der Tiefe stieg ein riesiger Glutball, der mehrere hundert Meter durchmaß. Das Wasser schäumte, tote Fische und Algen wurden durch die Luft gewirbelt.

Unweit der Ereignisse um die auseinanderbrechende Antoinetta, in der sich die Dinge so schnell abgespielt hatten, daß der Funker nicht mal mehr einen Notruf absetzen konnte, schoben sich gewaltige Lavamassen aus der Tiefe des Meeres.

Steil und wie eine Rakete stieg eine Feuersäule senkrecht in den nächtlichen Himmel und erleuchtete die Szene im Umkreis von mehreren Seemeilen taghell.

Ein unterseeischer Vulkan schuf eint neue Insel. Aus Rauch und flüssiger Lava, die sofort zischend und sprudelnd zwischen den Wassermassen erstarrte formte sich eine neue, winzige, leblose Welt…

Leblos?

*

Lautlos und durch den günstigen Wind verhältnismäßig schnell glitt am nächtlichen Himmel der Ballon.

Die Luft ließ die Außenhülle knattern und strich zischend um den Korb, in dem sich zwei Personen aufhielten.

Eine schlief. Das war Susan Andrews, ein quirliges Halbblut, das sonst als Jazzsängerin in einer zweitklassigen Bar in Honolulu auftrat.

Er – das war Mike Randok, ein stellungsloser junger Schauspieler, der sich auf der Suche nach einem Engagement die Hacken abgelaufen hatte.

Eines Tages hatten beide die Schnauze voll. Mike und Susan waren sich einig, daß ihnen eines fehlte, um groß zu werden. – Die rechte Publicity!

So kamen sie auf die Idee, mangels guter Beziehungen und eines Mäzens, der sie unterstützt hätte, selbst etwas in dieser Richtung zu tun. Sie mieteten sich von einem Sportclub in Honolulu einen Ballon und ließen sich in die Kunst des Ballonfliegens einweisen. Zwei vollkommene Laien, die sie waren, faßten sie den Entschluß, einen risikoreichen Ballonflug zu unternehmen, um ins Gespräch zu kommen.

Dies war die beste Methode, um ihre Namen in die Schlagzeilen der Presse und in die Nachrichten der Rundfunk- und Fernsehstationen zu bringen. Ohne besondere Ausrüstung – nicht mal ein Funkgerät hatten sie bei sich – waren sie unter Rührung der Werbetrommel schließlich gestartet. Ihr Abflug von Honolulu war von zahlreichen Journalisten und Reportern kommentiert worden.

Was die beiden jungen Menschen planten, war mehr als ein Spiel mit dem Wagnis – es war purer Wahnsinn, der mit dem Tod des Paares enden konnte.

Mike Randok und Susan Andrews hatten sich vorgenommen, von Honolulu aus den Pazifischen Ozean auf eine eigene Weise zu bezwingen. Mit dem Ballon wollten sie die Clarion- und Clipperton-Grabenzone überqueren und schließlich auf der mehr als tausend Seemeilen entfernten, winzigen Malpelo-Insel eine Landung vornehmen.

Ihr Weg über den Pazifik war genau vorgezeichnet. Unter Ausnutzung des Windes und einer geschickten Steuerkunst mußte dieses risikoreiche Unternehmen sicher zu schaffen sein.

Mike Randok und Susan Andrews jedenfalls sahen das alles mit ganz anderen Augen als ihre Freunde, Verwandten und die vielen Fremden, die sie vor einer solchen Ballonfahrt gewarnt hatten.

Weniger als ein Drittel des Unternehmens lag hinter ihnen. Mike Randok war mit dem bisherigen Verlauf des Flugs zufrieden.

Sternklar und endlos breitete sich der Himmel über ihnen. Unter ihnen lag das Meer. Einsamkeit und Stille. So gab es sie wohl nirgends in der Welt.

Der junge Mann aus dem New Yorker Stadtteil Brooklyn, der als Zwanzigjähriger auf die Insel Hawaii verschlagen worden war, wo es ihm so gut gefiel, daß er von dort nicht mehr weg wollte, atmete tief

die frische, klare Luft ein und ließ den Blick in die Ferne schweifen.

Er genoß die Stunden, die so einmalig waren, daß sie sich jeder Beschreibung entzogen.

Plötzlich veränderte sich Mike Randoks Gesichtsausdruck. Schnüffelnd wie ein Hund zog er die Nase hoch.

Brandgeruch!

Randoks erster Gedanke galt dem Ballon. Mit irrlichternden Augen suchte der Mann die Hülle ab und dann das Innere des Korbes. Vielleicht hatte Susan eine Zigarette nicht richtig ausgedrückt, und nun fing das Ding an Unheil zu stiften.

Aber er konnte nirgendwo in dieser kleinen, für ihn vollkommen übersichtlichen Welt das Glimmen eines Zigarettenstummels oder sich kräuselnde Rauchwolken entdecken.

Der Brandgeruch kam von draußen. Von unten herauf.

Die Luft trug von irgendwoher…

Seine Gedankengänge stockten abrupt, und er hielt den Atem an, als er es entdeckte.

Dort – ein rotes Glühen mitten auf dem endlosen Ozean.

Ein Schiff – das war sein erster Gedanke. Es stand in Flammen.

Seine Muskeln und Sehnen spannten sich. Ein derart großes Schiff gab es doch gar nicht…

Was für ein Feuer! Welche Glut! Randok hatte das Gefühl direkt in den Schlund der Hölle zu sehen.

Er wurde Zeuge eines Vulkanausbruchs auf dem Meer.

Der Geruch glühenden Gesteins… Lava… Qualm und Wasserdampf…

Minutenlang war er von diesem schaurig-schönen Anblick derart gefesselt, daß er das Risiko für den Ballon überhaupt nicht erkannte.

Randok ging in die Hocke. Zusammengekauert wie eine schöne Katze lag Susan unter einer wollenden Decke. Sternenlicht spiegelte sich auf dem klaren, ebenmäßig gezeichneten Gesicht der schönen Schläferin.

»Susan! Wach auf, Susan! Das mußt du dir ansehen!«

Ein unwilliges Zucken spielte um die Lippen der Frau. Sie kniff die Augen zusammen. »Was ist denn, Mike?« fragte sie verschlafen und hob nicht die Augenlider.

»Direkt unter uns entsteht eine Vulkaninsel. Wir sind Zeuge der Geburt eines Eilands, von der zur Stunde auf der ganzen Welt noch niemand etwas ahnt.« Seine Stimme klang enthusiastisch.

Da schlug das Halbblut, dessen Mutter eine Hawaiianerin und dessen Vater ein Amerikaner war, die Augen auf.

Mike Randok zog die Wolldecke von ihrem Körper.

Susan trug enganliegende Shorts und einen ärmellosen, tiefausgeschnittenen Pulli. Ihre Haut hatte die Farbe von Sahnekaffee

und war zart wie ein Pfirsich. Ihr schwarzes Haar trug sie schulterlang und ausgekämmt.

Ein rötlicher Schein spiegelte am Himmel über ihnen.

Der Brandgeruch war jetzt penetrant. Durch die Luft wehte heiße Asche, und sie waren plötzlich mitten drin!

Sie schwebten genau über der Stelle, wo die Feuerinsel wie ein urwelthaftes Ungetüm aus dem Pazifik auftauchte.

Die Luft war erfüllt von dumpfem Grollen, die See unter ihnen aufgewühlt, ohne daß die Windsituation sich verändert hätte.

Susan Andrews umklammerte mit ihren schlanken Händen das dicke Tau, das rund um den Korb lief. Sie starrte in die Tiefe.

Gespenstisches Leuchten lag auf der See. Aus dem Schlund des feurigen Vulkans wurden riesige Brocken in die Luft geschleudert. Glühende Lava umschwirrte sie wie überdimensionale Hornissen.

»Mike!« schrie Susan Andrews entsetzt auf. »Wir müssen weg hier! Das kann ins Auge gehen…«

Ein unheimliches Donnern aus der Tiefe der See ließ die Luft erzittern und übertönte die Worte, die ihren Lippen entrannen.

Randok wirbelte herum. Seine Hand lag auf dem Hahn der Gasdüse, die er blitzschnell aufdrehte. Damit war der Ballon steuerbar, und sie konnten genau den Kurs halten, den sie angegeben hatten.

Gerade für eventuelle Gefahrenmomente erwies diese Einrichtung sich als bedeutsam.

Doch seine Reaktion erfolgte zu spät.

Die Düse sprang an. Zischend entwich das Gas in die von Mike Randok gewünschte Richtung. Der Ballon wurde zur Seite gedrückt.

Da trafen die ersten Brocken wie Geschosse den Korb und die mit Helium gefüllte Ballonhülle.

Mehrere glühende Brocken zerfetzten die Halterungen und schlitzten die Hülle auf…

Sie fing Feuer. Wie eine Fackel loderte es über ihnen gegen den dunklen Nachthimmel.

Blitzartig sackte der Korb mit den beiden Menschen – schwer wie ein Stein – in die Tiefe, dem aufgewühlten Meer und der feurigen Vulkaninsel entgegen.

»Die Schwimmwesten an!« Mike Randoks Stimme überschlug sich.

In diesen Sekunden, da es um Tod und Leben ging, entwickelte er eine rasende Aktivität. Er bückte sich und warf seiner Freundin die Schwimmweste zu. Mit zitternden Finger legte Susan Andrews sich das Rettungsstück an.

Wind pfiff ihnen um die Ohren. Rußteile umwehten sie, und schäumende Gischt flog ihnen aus der Tiefe entgegen, der sie sich mit ungeheurem Tempo näherten.

Panische Angst erfüllte die junge Jazzsängerin. Viele

Gefahrenmomente hatten sie in Gedanken durchgespielt. Schwerste Stürme und Gewitter hatten sie einkalkuliert. Auch eine eventuelle Beschädigung der Ballonhülle. Mike war darauf trainiert, in kürzester Zeit Flicken anzubringen. Aber hier hätte auch sein Training nichts mehr genutzt. Im Bruchteil eines Augenblicks war die gesamte Hülle über ihnen zerfetzt worden, geplatzt wie eine Seifenblase.

Susan klammerte sich an ihren Freund. »Was soll werden, Mike?« fragte sie tonlos. »Wir haben überhaupt keine Chance! Wir werden genau in diesen schrecklichen, glühenden Schlund stürzen…«

Sie begann plötzlich zu weinen. Dann lief ein Zittern durch ihren Körper, sie schrie gellend auf und trommelte mit ihren Händen auf Mike Randok herum.

»Reiß' dich zusammen, Susan!« reagierte er ebenfalls heftig, packte sie an den Schultern und schüttelte sie.

Doch Susan war nicht zu beruhigen. Sie gebärdete sich wie eine Hysterikerin.

»Wir werden sterben, kapierst du? Wir werden verbrennen! Ich will nicht sterben, Mike… Ich will nicht…«

Gellend hallte ihre Stimme in seinen Ohren, die Trommelfelle schmerzten ihm.

Es war eine furchtbare Lage, in die sie geraten waren.

Je näher sie dem flammenden Krater kamen, desto irrer reagierte sie. Rauch und Qualm reizten sie zum Husten. Ihre Augen tränten, und ihre Körper waren schweißbedeckt. Mehr als fünfhundert Meter hoch schleuderte der Vulkan das glühende Gestein. Die Brocken flogen zischend und dampfend über sie hinweg, knallten gegen den Korb, und einer fiel in dieser Sekunde sogar hinein.

Das feste Korbgeflecht zu ihren Füßen fing sofort Feuer. Flammen leckten darüber hinweg, züngelten an den Wandungen, und innerhalb weniger Sekunden brannte ein großes Loch in den Korbboden, so daß man durch die Öffnung das schäumende Meer sah.

Das Feuer fraß sich weiter wie ätzende Säure.

Den beiden Ballonfahrern blieb nichts weiter übrig als sich mit ihren Händen an den Korbrand zu klammern, um zu verhindern, durch das Loch in die Tiefe zu stürzen.

Aber ob so oder so – der Fall in die Tiefe war durch nichts aufzuhalten…

Nochmal erfolgte ein schwerer Schlag gegen den Korb. Er wurde wie von einer Riesenfaust zur Seite gedrückt. Susan und Mike wurden wie lästige Insekten von der aufgewühlten, gewaltigen Natur durch die Luft gewirbelt.

Dann hatten sie die erste Berührung mit den schäumenden Wellen.

Sie tauchten ein und wurden von einer anderen heranrollenden Welle in die Höhe geworfen.

Dann gab es einen dumpfen, ruckartigen Schlag. Die Berührung mit einem spitzen Fels! Rundum tobten die Elemente und donnerte es aus dem Vulkankrater. Rauch beeinträchtigte das Atmen, dann erfolgte der Aufschlag.

Mike Randok und Susan Andrews klammerten sich wie Affen aneinander. Durch die Gewalt des Aufschlags wurden sie aber voneinander getrennt.

Susan flog durch die Luft. Mike blieb mit dem Fuß in dem zerstörten Korb hängen und wurde um seine eigene Achse gerissen. Er schrie gellend auf. Sein Aufschrei wurde degradiert zu einem Hauch, der im Toben dieser urwelthaften Stimmung nicht zum Tragen kam.

Mit dem Kopf schlug Randok gegen einen Felsen und verlor das Bewußtsein. Schlaff und reglos blieb er liegen.

Rund zwanzig Meter von ihm entfernt kam Susan Andrews auf. Sie hatte Glück und landete halb im Wasser und halb auf dem leicht abfallenden Ufer.

Kaum daß sie mit dem Wasser in Berührung kam, blies sich automatisch ihre Schwimmweste auf. Eine Welle spülte sie vollends ans Land.

Rauchschleier und zischender Dampf hüllten sie ein. Sie spürte die Vibration, die durch den Erdboden lief.

Das Halbblut atmete schnell und flach. Das Herz schlug wie rasend, und Susan zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Sie lebte!

Ihr taten sämtliche Knochen weh, und sie hatte das Gefühl, durch eine Mangel gedreht worden zu sein. Und sie konnte nicht fassen, daß sie lebte…

Sie waren nicht in den flammenden Krater geschleudert worden. Susan registrierte es mit Erleichterung und einem Gefühl, daß doch eventuell alles gut werden könne.

Was sie verwunderte, war die Tatsache, daß in diesem Winkel der winzigen Insel kein glutflüssiger Strom den Hang herablief, der jenseits des Ufers begann.

Mit brennenden Augen starrte sie nach vorn.

»Mike?« wisperte sie mit heiserer, kaum hörbarer Stimme. »Hallo – Mike? Kannst du mich hören?«

Ihr Atem wurde langsamer, ihr Herzschlag beruhigte sich.

Minutenlang blieb Susan Andrews flach auf dem Boden gepreßt liegen.

Jetzt, nach dem Absturz, war sie plötzlich zu logischen Gedankengängen fähig. Ihre Angst steigerte sich nicht mehr länger. Eine seltsame Ruhe breitete sich in ihr aus, und es wurde ihr bewußt, daß hier etwas nicht stimmte.

Sie lag halb mit dem Körper im Wasser auf dem nackten Felsen.

Der Felsen war glatt und wies normale Temperatur auf. Eine Insel, die aber durch glühende Lava erst in diesen Minuten entstanden war, konnte unmöglich schon eine solche Konsistenz haben.

Sie tastete um sich. Der Boden war fest und gab nicht nach.

Sogar das Vibrieren hatte merklich nachgelassen.

Susan Andrews richtete langsam ihren Oberkörper auf. Aus der Höhe, inmitten der sie umschwirrenden Lavabrocken, die bis zu fünfhundert Meter in die Luft geschleudert worden waren, zwischen dem Rauch, dem Qualm, eingeschlossen in dem zerfetzten Korb, mußten sie bei der Geschwindigkeit, mit der sich alles abgespielt hatte, irgendwie den Überblick und das Gefühl für die Realität verloren haben.

Wie konnte so etwas auch Realität sein?

Vielleicht war alles nur ein böser Traum… Sie hoffte es inständig.

Von dem riesigen Krater war nichts zu sehen.

Innerhalb weniger Augenblicke nach dem Aufschlag hatte das aufgewühlte, durch ein Seebeben in Bewegung geratene Meer sich beruhigt.

Wellen normaler Größe spülten an Land, auf denen Vulkanasche schwamm.

Der Himmel war schwarz und voller Rauchwolken, und kein Stern konnte diesen Mantel aus Rauch und Ruß durchdringen.

Ein dumpfes Grollen lief durch die Insel, verebbte und kehrte nicht wieder.

In der Dunkelheit sah Susan Andrews einen flackernden Widerschein. Sie schätzte, daß die Glut, die aus einem Spalt in der Insel zu kommen schien, etwa drei- bis vierhundert Meter von ihr entfernt lag.

Die Insel stieg wellenförmig an und schien hinter dem Glimmen einen steil aufragenden Felsen aufzuweisen.

Dies jedoch war mehr Vermutung. Die schwarze Qualmwand und der Wasserdampf rundum machten es unmöglich, daß sie sich über ihre nähere Umgebung genau informieren konnte.

Sie tastete den Felsboden rings um sich ab. Da machte sie eine weitere erstaunliche und völlig unlogische Entdeckung.

Diese Entdeckung widersprach allem, was sie eben erlebt hatte.

Der Fels war gar nicht nackt, wie sie zunächst angenommen hatte. Er wai von einer dichten, grünblauen Moos Schicht überwuchert…

*

Ihr Hirn fieberte.

Wie war so etwas nur möglich?

Sie fand dafür nur eine einzige Erklärung. Dieser Inselteil mußte

schon lange Zeit existieren. Zu dem winzigen Eiland hatte sich in diesen Minuten jedoch ein weiterer Teil hinzugesellt, geboren aus der glühenden Lava eines unterseeischen Vulkans. Das war hier in diesen Breiten keine Seltenheit. In diesem Winkel der Welt entstanden immer wieder winzige Vulkaninseln und verschwanden ebenso schnell auch wieder, ehe sie irgendwelche Flora oder Fauna tragen konnten.

Inseln, die auf keiner Karte der Welt verzeichnet waren, weil sie so schnell kamen und gingen, daß Wissenschaftler und Geologen keine Zeit fanden, sie zu untersuchen und Karten davon anzulegen.

Auf allen vieren kroch Susan Andrews in die Richtung, wo sie Mike Randok vermutete.

Dampfschleier hüllten sie ein. Immer wieder rief sie den Namen des Freundes. Doch von dem erfolgte keine Antwort.

Eine eisige Hand umkrallte das Herz des jungen Halbbluts. Der Gedanke, daß Mike etwas zugestoßen sein könnte, ließ neue Furcht in ihr aufflackern.

Sich immer am Rand des Ufers haltend, schob sie sich Meter für Meter nach vorn.

Mike konnte – ebenso wie sie – nur in Ufernähe auf dem Boden aufgekommen sein.

Schließlich fand sie ihn.

Er lag in einer steinigen Bucht. Ein Teil des zerfetzten Korbs hing noch an seinem verdrehten Fuß.

»Mike!« entrann es ihren zitternden Lippen.

Eilends kroch sie auf ihn zu.

Er lag mit dem Gesicht zum Boden. Vorsichtig drehte sie den reglosen Körper herum. Randoks Antlitz war zerkratzt und blutig. Sein Hemd war quer über der Brust vom Hals bis zur Hüfte aufgerissen. Ein breiter, blutiger Kratzer zog sich vom Oberarm bis zum Handgelenk.

Eine größere Verletzung konnte sie zu ihrer Erleichterung nicht feststellen. Sie tastete Mikes Puls und horchte sein Herz ab. Es schlug schwach und unregelmäßig. Aber er lebte. Das war die Hauptsache. Hoffentlich hatte er sich nichts gebrochen.

Es mußte ihr gelingen, ihn aus der Bewußtlosigkeit zurückzuholen.

Sie waren hier auf diesem Eiland gefangen. Aber die Einsamkeit war weniger schlimm gemeinsam zu ertragen.

Susan schlug Mike Randok mehrere Male mit der flachen Hand gegen die Wangen.

Randok begann nach einer Weile zu stöhnen. Er bewegte die Lippen und versuchte etwas zu sagen.

Aber es kamen nur ein paar unartikulierte Laute aus seiner Kehle.

Susan packte den Freund unter den Achseln und zerrte ihn vom ufernahen Rand hinüber zu einem flachen Fels, gegen den sie ihn lehnte.

So saß Mike Randok wenigstens aufrecht. »Mike. Komm' endlich zu dir! Hallo Mike, kannst du mich hören?«

Unablässig rief sie ihn, schüttelte ihn dabei an den Schultern und schlug ihm gegen die Wangen.

»Du mußt zu dir kommen, Mike! Wir hatten noch mal Glück, verdammtes Glück sogar. Ich weiß nicht, wie es geschehen ist, aber wir sind tatsächlich an einer Stelle heruntergekommen, wo es keine Lava gibt. Und wo der Lavastrom uns offenbar auch nicht erreichen kann. Dies ist vermutlich ein älterer Teil der Insel…«

Sie war sich nicht sicher, ob er sie verstehen konnte. Aber das spielte auch keine Rolle. Sie mußte einfach reden, um sich selbst Mut zu machen und um das Gefühl zu haben, mit jemand zu sprechen…

»Wir werden's schaffen, Mike. Sie werden uns finden. Dieser Vulkanausbruch kann einfach nicht unbemerkt geblieben sein. Außerdem…«

Abrupt unterbrach sie sich.

Sie hielt den Atem an, und ihr Herzschlag stockte.

Da war ein Geräusch. Ein Geräusch, das eigentlich nicht sein konnte, nicht sein durfte…

Hinter dem Felsen, gegen den Mike Randok gelehnt saß, vernahm sie eine klare, silberhelle Stimme. Es war eine Frauenstimme. Die Frau lachte fröhlich, und sie konnte jedes Wort verstehen, das sie zu einem noch unbekannten Begleiter sprach…

*

Eine andere Insel, nur knapp hundert Seemeilen vom Ort des Geschehens entfernt…

Auch diese Insel war auf keiner Karte der Welt verzeichnet. Sie lag inmitten der Clarion-Graben-Zone und war für die Menschen, die auf ihr lebten und sie sehen konnten, das Paradies.

Dieses Eiland war genau das Gegenteil jener Welt, auf die Susan Andrews und Mike Randok verschlagen wurden.

Hier gab es Blumen und Palmenhaine, und klarer, glatter Felsstrand wechselte mit schneeweißem Sand ab. Es gab Apfelsinen- und Zitronenwälder und große Felder, die von den Menschen bestellt wurden, die seit geraumer Zeit hier lebten.

Dies war Marlos, die unsichtbare Insel. Björn Hellmarks Welt und die seiner Freunde.

Nach ihrer Wiederentdeckung durch Björn Hellmark alias Macabros, der Mann, der durch geheimnisvolle Wunderkräfte an zwei Orten der Welt gleichzeitig sein konnte, wenn es sein mußte, war Marlos zu einem Bollwerk gegen die finsteren, unsichtbaren Mächte geworden, die das Dasein der Menschen bedrohten.

Molochos, der unheimliche Dämonenfürst, hatte begonnen, seine sichtbaren und unsichtbaren Diener und Helfershelfer zu aktivieren. Überall in der Welt waren sie verbreitet. Jedoch hierher auf Marlos konnten sie nicht kommen. Diese geheimnisvolle, unsichtbare Insel war tabu für sie. Eine Barriere, die von den Priestern der weißen Kaste, die einst auf dem versunkenen Kontinent Xantilon lebten, errichtet worden war, hielt die finsteren Gegner aus einer anderen Welt davon ab, auf dieser Insel tätig zu werden.

Marlos war zu einem Zufluchtsort geworden. Die Menschen, die Björn Hellmark um sich zu scharen hoffte, waren auf irgendeine Weise schon mal in ihrem normalen Leben, in ihrem normalen Alltag mit außergewöhnlichen Vorkommnissen konfrontiert worden oder hatten – wie er – erkannt, daß sie in einer fernen Zeit schon mal lebten und das Blut der alten Rasse in ihren Adern sich wieder bemerkbar machte.

Vor zwanzigtausend Jahren war durch das Zusammenprallen der weißen und schwarzen Mächte auf der Insel Xantilon das Unheil hervorgerufen worden. Im Chaos des Untergangs war es trotzdem vielen Familien gelungen, die Insel noch zu verlassen und sich auf andere Kontinente zu retten. Im Lauf der Jahrtausende hatte sich diese Rasse mit zahllosen anderen Völkern vermischt. Die Menschen veränderten sich, aber es veränderte sich nicht das Blut jener aus Xantilon, die mit den Urmächten und Urenergien guter und böser Gewalten konfrontiert worden waren. In der letzten Zeit begannen die Substanzen des Xantilonbluts sich wieder stärker bemerkbar zu machen. Die Stimme des Blutes ließ jene, die schon mal waren, spüren, daß sie einen Auftrag hatten.

Durch eigene Erfahrungen und Hinweise aus besonderen Büchern und vor allem auch durch die Gespräche, die Björn Hellmark mit seinem Geistfreund Al Nafuur – der in einem Reich zwischen Diesseits und Jenseits zu Hause war – führte, war ihm bekannt geworden, daß das rätselhafte Xantilon in der Vergangenheit eine zentrale Rolle im Kampf zwischen den Mächten des Guten und Bösen spielte…

Marlos war, ein Relikt aus jener Zeit, wieder aufgetaucht und ihm zum Vermächtnis gemacht worden. Alle, die in Not gerieten, durch dämonische Kräfte gefährdet waren oder über außergewöhnliche Fähigkeiten verfügten, die jedoch peinlichst unter Kontrolle hielten, um sich im Alltag nicht lächerlich zu machen – für all diejenigen war Platz geschaffen auf Marlos. Die unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln war zum Zentrum des Widerstands gegen Molochos, den Dämonenfürsten, geworden.

Der Aufbau erfolgte nur langsam. Hellmark war dabei, Freunde und Gleichgesinnte zu finden und ihnen hier auf Marlos ein Zuhause zu geben, in dem sie sich wohl fühlen konnten.

Das Wunderbare an einem Aufenthalt auf Marlos war, daß sich bei jenen, die auf irgendeine Weise medial veranlagt waren oder in deren Adern das Blut der alten Rasse floß, nach einer bestimmten Zeitdauer eine eigenartige und außergewöhnliche Veränderung zeigte. Jeder konnte durch reine Gedankenkraft schließlich jeden Punkt in der Welt erreichen.

Die Fähigkeit sich zu verdoppeln, hatte jedoch nur Björn Hellmark.

In einer romantischen Bucht brannte ein großes Lagerfeuer.

Da hatten Björn und seine Freunde sich versammelt.

An Metallstangen, die in das Lagerfeuer ragten, hingen große Fleischstücke. Es roch würzig und appetitlich nach Gegrilltem.

Mitten in der Runde saß Pepe, Björn Hellmarks Adoptivsohn.

Der schwarzgelockte, sympathische Mexikanerjunge war in einem abseits gelegenen, mexikanischen Dorf in den Urwäldern Yukatans groß geworden. Schon früh hatte er sich gegen falsche Behauptungen und Verfolgungen zur Wehr setzen müssen, die ihn schließlich zum Ausgestoßenen machten. Halb verwildert hatte Björn Hellmark diesen Jungen in einem von Dschungel überwachsenen Flugzeugwrack entdeckt und schließlich sein Vertrauen gewonnen.

Er kümmerte sich um die Bildung und Erziehung des Jungen. Als es ihm noch auf Grund seiner gesellschaftlichen Stellung möglich gewesen war, hatte Pepe bei den besten Lehrern in der Schweiz Unterricht genommen. Pepe erwies sich als klug und aufgeweckt. Er lernte schnell und viel. Er beherrschte mehrere Sprachen und war auch handwerklich geschickt. Beim Bau der Unterkünfte auf Marlos und dem Bestellen der Felder hatte er sich als hervorragende Hilfe erwiesen.

Der braunhäutige Junge war wegen seiner parapsychologischen Anlagen aus dem Eingeborenendorf vertrieben worden. In Pepes Gegenwart gab es stets merkwürdige Ereignisse. Messer und Speere hatten sich verbogen oder Blechnäpfe sahen zerdrückt und eingedellt aus, als ob jemand einen riesigen Stein hätte fallen lassen. All diese Dinge hatte man richtigerweise mit dem Jungen in Verbindung gebracht – ohne allerdings sein wahres Talent würdigen zu können. Man hatte die Kräfte, die in ihm steckten, bösen Geistern zugeschrieben, die in ihm tobten.

Die Verfolgungen und Aufregungen, denen die Mutter und der Junge ausgesetzt waren, aber hatten dazu geführt, daß alles nur noch viel schlimmer gekommen war. Immer dann, wenn Pepe sich besonders aufregte, wurden diese unsichtbaren Kräfte in ihm erst recht frei und wirkten sich aus. Es lag noch gar nicht so lange Zeit zurück, da Pepe gelernt hatte, mit diesen Kräften kontrolliert und bewußt umzugehen.

Erst wenn er sich auf eine bestimmte Sache konzentrierte, dann

konnte er wie Uri Geller – Messer und Gabeln verbiegen, verschlossene Schlösser auf springen lassen, in den Städten elektrische Rolltreppen zum Stehen bringen…

Pepe saß mitten in der Runde unter ihnen. Er spielte Gitarre.

Voll und wohlklingend kamen die Akkorde. Pepe spielte bekannte Lieder und sang dazu. Bengalisch war die Sprache, die er von dem Koloß aus Bhutan, Rani Mahay, gelernt hatte. Er sang deutsch – Björn Hellmarks Muttersprache. Er sang seine Lieder aber auch in Englisch und Portugiesisch. Die letztere Sprache hatte er durch Carminia Brado kennengelernt, die aus Rio de Janeiro stammte.

Es waren bekannte Lieder, die alle mitsingen konnten.

Sie klangen durch die weiße, palmenumsäumte Bucht.

In der Runde befanden sich alle, die zur Zeit auf Marlos ›zu Hause‹ waren.

Dazu gehörte Rani Mahay, der muskelbepackte Inder, der lange Jahre in einem Zirkus aufgetreten war und unter dem Beinamen Koloß von Bhutan bekannt wurde. In der Manege war er mit mehreren ungezähmten Raubkatzen aufgetreten, die er mit bloßem Willen und ohne den Aufbau eines Schutzgitters unter Kontrolle gehalten hatte.

Dazu gehörten Carminia Brado, die Frau, die Björn Hellmark liebte. Zu Marlos-Bürgern waren Alan Kennan und Camilla Davies geworden, ebenso Tina Marino und Anke Sörgensen. Der letzte im Bund war Jim. Er war kein Mensch. Er war ein Guuf. Hirn war der Sohn einer irdischen Frau und eines Kugelkopfes, die in der Vergangenheit Xantilons – und besonders im Zusammenhang mit dem Schattenfürsten Haophylkontromtetcoilak – eine besondere und bisher noch nicht ganz geklärte Rolle spielten.

Jims Mutter war in ein jenseitiges, anders dimensioniertes Reich entführt worden und hatte dort lange Zeit unter dem Volk der Kugelköpfe gelebt. Nach ihrer Rückkehr in die Welt der Menschen mußte sie erkennen, daß ihr Aufenthalt unter den halbdämonischen Wesen nicht ohne Folgen geblieben war. In Abgeschiedenheit schenkte sie einem Kind das Leben – das nichts Menschliches an sich hatte, das aussah wie ein Dämon und doch wie ein Mensch dachte und fühlte. Dieser Unterschied machte Jim das Leben unter den »normalen Menschen« zur Hölle. Man sah in ihm das Monster – man konnte nicht sehen, daß er ein Herz hatte. Jim hatte das Äußere seines unbekannten Vaters geerbt – aber die Seele, den Geist und den Charakter seiner irdischen Mutter.

Hier auf Marlos hatte Hellmark ihm eine neue Heimat geschenkt. Hier konnte Jim endlich frei denken, sich frei bewegen, ohne sich in einem Keller verstecken zu müssen.

Und auch für sie – die Menschen – war die Gemeinschaft und das Zusammenleben mit Jim eine Lehre geworden. Man hatte begonnen

sich aneinander zu gewöhnen, sich zu verstehen… und dabei stellte sich heraus, daß es gar nicht so schwierig war mit Geschöpfen zurecht zu kommen, die anders aussahen als ein Mensch.

Jeder hier hielt sich aus freien Stücken auf. Niemand war nach einiger Zeit, wenn er lange genug auf Marlos gelebt hatte, von Björn Hellmarks direkter Hilfe abhängig. Durch die Fähigkeit auf Grund geistiger Kräfte den eigenen Körper an jeden beliebigen Ort der Welt versetzen zu können, verfügte jeder über eine außergewöhnliche Freiheit. Wann immer er es wollte, konnte er Marlos verlassen. Niemand würde es ihm verbieten.

Tino Marino, die junge, bekannte Schauspielerin, und Anka Sörgensen, eine junge Frau aus Oslo, machten davon Gebrauch.

Für sie war die Zeit des Abschieds gekommen.

»Es tut mir leid, daß ihr gehen müßt«, sagte Björn Hellmark, als die letzten Klänge von Pepes Gitarre verklungen waren. Er hatte sich erhoben. Sein blondes Haar spielte leise im Wind. Hellmark war ein gutaussehender, sympathischer Mann mit einer geraden Nase, einem energischen Kinn und klugen Augen. Ein Mann, der stets wußte, was er wollte, der die Welt gesehen hatte. Mehr als das… »Ihr seid uns eine große Hilfe gewesen. Besonders mir. Euch habe ich Carminias Leben zu verdanken. Das werde ich euch beiden nie vergessen. Und ihr wißt: wann immer ihr es wünscht – Marlos ist wie ein großes Haus, das euch immer offensteht. Ihr seid uns jederzeit herzlich willkommen.«

Anka und Tina lächelten. Die dunkelhaarige, junge Norwegerin erhob sich. Sie reichte dem schlank gewachsenen Hellmark gerade bis an die Schultern. »Marlos ist zu einem Teil unserer Heimat geworden, Björn. Das wissen wir. Und wir werden uns stets daran erinnern.«

»Von Anfang an stand fest, daß wir jedoch nur kurze Zeit hier bleiben würden«, schaltete Tina Marino, die italienische Schauspielerin, sich ein. Auch sie war ein Medium. In Anka Sörgensen hatte sie ihren Gegenpol gefunden. Gemeinsam ergänzten sie sich auf eine Weise, die es ihnen ermöglichte, in die Dimensionen zu reisen. Allein war keine von ihnen dazu fähig. »Auf mich wartet meine Arbeit. Meine Produzenten sind es gewöhnt, daß ich manchmal, ohne ein Ziel anzugeben, irgendwo untertauche. Ich bin jedoch längst überfällig.«

»Und auf mich wartet Thor«, ließ Anka sich wieder vernehmen. »Er weiß, daß ich hier bin. Das beruhigt ihn nach all den Dingen, mit denen er konfrontiert wurde. In vier Wochen wird meine Hochzeit sein. Ich würde mich freuen, euch alle dort wieder treffen zu können.«

Die letzten Worte sprach sie leise und mit einer gewissen Trauer in der Stimme. Ihr Blick ruhte auf Jim, dem Guuf.

Jeder wußte, was in ihr vorging. Auch Jim hätte dabei sein sollen.

Ihr hätte es nicht das geringste ausgemacht. Aber die Menschen, die nichts von Kugelköpfen, von anders dimensionierten Welten und Paralleluniversen wußten, für die das Reich der Dämonen nur einer blühenden Phantasie entsprang – für die würde die Begegnung mit Jim einen Schock auslösen. Die Menschen waren noch nicht reif zu einem solchen Zusammentreffen. Das wußte auch der Guuf.

Jim lachte breit. Sein kugelrundes Gesicht mit den großen Augen drückte Fröhlichkeit aus. Der dicke Kamm, der mitten von seinem kahlen Schädel bis hinunter zum Nacken lief, vibrierte leicht. Es war ein untrügliches Zeichen dafür, daß der Kugelkopf sich köstlich amüsierte. »Ich komm’ dann zu der nächsten Hochzeit, Anka«, meinte er. »Bis dahin bin ich alt, und mir werden graue Haare gewachsen sein – und dann wird mich niemand so leicht erkennen.«

Sie stimmten in sein Lachen mit ein und waren froh, daß er die Dinge von der heiteren Seite sah. Sie alle wußten, daß einem Guuf niemals Haare wuchsen.

Die fröhliche Runde war noch geraume Zeit zusammen. Man aß und trank guten Wein. Die Insel war so ausgerichtet, daß die darauf lebenden Menschen völlig autark leben konnten. Aber die außergewöhnliche Bewegungsfreiheit, die alle genossen, sorgte dafür, daß sie ständig von jedem Punkt der Welt jede Art Speise und jedes Getränk erwerben und auf die Insel bringen konnten.

Anka und Tina verabschiedeten sich schließlich von jedem einzelnen. Dann verschwanden die beiden Frauen kurz hintereinander, als hätte es sie nie gegeben. Ihre Körper verschwanden im Nichts.

Björn seufzte. »So ist das Leben. Man begegnet sich und man nimmt Abschied voneinander. Und auch für uns, Rani, geht die Erholungspause auf Marlos zu Ende…«

Aus den Augenwinkeln nahm er die Bewegung wahr. Carminia Brado stand langsam vom Boden auf und lehnte sich an seine Schulter. Sie wußte, daß noch lange nicht die Zeit gekommen war, daß dieser Mann an ihrer Seite für immer auf der paradiesischen Insel weilen konnte. Die Bedrohung durch seine Feinde für ihn und für andere existierte nach wie vor. Nur sporadisch konnte Björn immer wieder mal seinen Fuß auf die Welt setzen, die die Weisen aus Xantilon hinterlassen hatten.

Viele ungeklärte Fragen gab es zu lösen. Inmitten der Ereignisse um Oceanus, dem Geist der Schwarzen Wasser, und dem Zusammentreffen mit den Leichenpilzen, war Hellmark nochmal nach Marlos gekommen. Carminias Rückkehr hatte ihn dazu veranlaßt, einige Tage zu bleiben.

Nun hieß es dort wieder anzuknüpfen, wo er Oceanus verlassen hatte, der sich auf der Suche nach seinem vor Jahrtausenden verschollenen Volk befand.

Gemeinsam mit Rani Mahay wollte Björn in den Unterseepalast zurückkehren und dort den »Elefantenfuß« in das Reich der Leichenpilze passieren, wo die Begegnung mit Dwahl, dem achten Priester des Molochos, zu einigen Veränderungen in der bisherigen Erscheinung dieser anders dimensionierten Welt geführt hatte.

Oceanus war eine Million Jahre alt. Das Wissen, das er gespeichert und zu dem er lange Zeit durch den Einfluß dämonischer Mächte keinen Zugang mehr gehabt hatte, schien mit jeder Stunde, die verging, wieder zurückzukehren und zuzunehmen. In Gemeinschaft mit seinem Volk, das von ihm getrennt worden war, würde das Erinnerungsbild schließlich wieder lückenlos sein wie ein vollendetes Puzzle.

Auf seiner Reise in das Meer, in das berüchtigte Bermuda-Dreieck, das eindeutig ein Fenster in den Kosmos und in andere Dimensionen darstellte, sollten ihn nicht nur Rani begleiten, sondern auch Jim, der Guuf. Jim hatte von seinen Stammesangehörigen geduldet werden sollen. Dies war von Hellmark vereitelt worden. Jims Tod wäre für die Feinde aus dem anders dimensionierten Reich ein einmaliger Erfolg gewesen, denn sie mußten befürchten, daß die Dinge, die Jim im Lauf seiner Entwicklung erkennen und erfahren würde, sich zum Nachteil für die Herrschaft der Dämonen und Geister auf der Welt auswirkten.

Der Aufgabenbereich für Camilla Davies und Alan Kennan war ebenfalls schon abgesprochen. Camilla würde am Morgen des nächsten Tages in der Nähe von London tätig werden, um dort Kontakt aufzunehmen zu einem medialen Forschungszentrum. Alan würde sie begleiten. Es kam darauf an, die unsichtbaren Feinde so schnell wie möglich zu erkennen und eine wirksame Waffe und Widerstand gegen ihr Auftauchen einzusetzen.

Carminia und Pepe waren ebenfalls bereit, gemeinsam außergewöhnlichen Wahrnehmungen und Phänomenen nachzugehen, die überall in der Welt gemeldet wurden. Sie wollten die Menschen darauf ansprechen, um herauszufinden, ob sie eventuell zu jenen gehörten, die sich daran erinnerten, das Blut der alten Rasse in ihren Adern zu haben.

Dann waren es Freunde. Und Freunde mußte man suchen.

Eindeutig nämlich war zu spüren, daß Molochos seine Anstrengungen verstärkte, die Erde und die Menschen zu unterwerfen. Da war es für einen einzelnen fast unmöglich, alles zu tun. Er brauchte Helfer. Dieser Helfer gab es überall in der Welt – man mußte sie nur finden.

»Du hast ja wieder mal ein gewaltiges Freudenfeuer entzündet, blondgelockter Barbar«, ließ Rani sich unvermittelt vernehmen. »Wenn man bedenkt, daß es sich sogar am Horizont spiegelt…«

Mahay hatte eine ganz eigene Art an sich, ernste Dinge mit

scherzhaftem Tonfall zu sagen.

Björn folgte mit dem Blick der ausgestreckten Hand seines Freundes.

Der Horizont stand in Flammen!

»Das kann doch wohl schlecht von unserem Lagerfeuer stammen, nicht wahr?«

»Da hast du mal wieder den Nagel auf den Kopf getroffen. So was kommt ja hin und wieder bei dir vor«, entgegnete Björn rauh.

Sekundenlang starrten sie zum Horizont hin. Der Himmel leuchtete in der Ferne glutrot, und der Feuerschein wurde nur langsam schwächer.

Carminia schluckte. »Was hat das zu bedeuten?« fragte sie beunruhigt.

Sie fühlte, wie Björns Körper sich anspannte. Der Zug um seine markant geschnittenen Lippen wurde hart.

»Kh'or Shan!« Das Wort bildete sich tief in seiner Kehle. Er sprach es verwirrt aus. »Aber – das kann ich nicht… noch nicht, nein… Die ferne Zeit, von der im ›Buch der Gesetze‹ die Rede ist, haben Professor Merthus und ich auf einen ganz anderen Zeitpunkt gelegt! Die sieben Siegel, die Kh'or Shan birgt, werden brechen, wenn der Himmel in Flammen steht… so steht es geschrieben. Sieben Siegel, die sieben Geheimnisse bergen. Und jedes Geheimnis steht gegen eine Enthüllung die das ›Auge des schwarzen Manja‹ freigeben kann. In der gleichen Stunde – auch das steht geschrieben – wird der Mann, den man Kaphoon nennt, mehr verstehen als in der Zeit ›davor‹. Dies ist ein Angriff, mit dem niemand gerechnet hat. Mir werden Texte klar, die ich zuvor nicht verstand. Jetzt sind sie nicht mehr verschlüsselt…«

»Was weißt du davon?« fragte Carminia Brado schnell.

»Zu wenig, um darüber sprechen zu können. Es ist nur ein Verdacht. Es kann alles ganz anders sein. Ich muß mich vergewissern… ich muß herausfinden ob dieses Licht, das ›Licht‹ ist, von dem die Propheten im ›Buch der Gesetze‹ sprechen. Wenn es so ist, dann muß ich anders handeln, als ich es ursprünglich im Sinn hatte. Wenn das Licht auf Kh'or Shan zurückgeht, ist die Stunde der Ankunft Molochos' nicht mehr fern!«

*

Carminia erschauerte und wurde bleich.

Der Mann an ihrer Seite hielt den Arm um ihre Schulter gelegt. Auf Hellmarks Züge trat ein konzentrierter Ausdruck. Björn war noch bei ihr, aber sie wußte, daß er im gleichen Augenblick auch woanders war.

Mit seinem Doppelkörper Macabros suchte er jenen fernen Punkt

auf, wo das Leuchten am nächtlichen Himmel stand…

*

Susan Andrews Herz klopfte bis zum Hals.

Narrte sie ein Spuk oder – verlor sie den Verstand? Das hätte sie gar nicht gewundert. Was sie an Ängsten und Verzweiflung während der letzten Minuten durchgestanden hatte, war fast mehr als ein Mensch ertragen konnte.

Für all das gab es keine vernünftige Erklärung. Wie es auch für die Tatsache der Anwesenheit dieser fröhlichen Stimmen keine Erklärung gab.

Fest preßte sie ihre Lippen zusammen. Sie versuchte zur Ruhe zu kommen und löste sich langsam von Mike Randok. Hinter dem großen Felsblock!

»… wenn du mich haben willst, dann fang mich!« rief die fröhliche Frauenstimme.

»Ich werd dich kriegen. Darauf kannst du dich verlassen.« Der Mann, der das sagte, hatte eine dunkle, angenehme Stimme. Die beiden Menschen hinter dem Felsblock schienen sich bei bester Stimmung zu befinden.

Das helle, klare Lachen der unsichtbaren Frau hallte durch das Eiland. Susan Andrews Hände ballten sich zu Fäusten. Unwillkürlich preßte sie ihre Fingernägel so tief in die Bandinnenfläche, daß sie sich des schmerzhaften Druckes bewußt wurde.

Der Felsblock, gegen den sie Mike gelehnt hatte, war etwa fünf Meter breit. Schritt für Schritt schob sie sich daran entlang und blieb schließlich an einem Ende stehen, um einen Blick dahinter zu werfen.

Wasserdampf und Rauch wogten durch die Luft.

Susan ging weiter. Sie preßte sich mit dem Rücken fest gegen das Gestein. Sie bemühte sich, ganz ruhig zu bleiben.

»…na? Du hast dir’s doch wohl zu einfach vorgestellt?! Jetzt fängt das große Suchen an, nicht wahr?« Wieder ließ die Frau ihren Worten ein helles Lachen folgen.

»In der Dunkelheit kann man sich natürlich gut verstecken«, entgegnete die Männerstimme vorwurfsvoll. »Das ist natürlich kein Kunststück. Bei all den vielen Büschen und Bäumen hier in der Bucht…«

Susan Andrews schluckte. Was dort gesprochen wurde, konnte unmöglich Wirklichkeit sein. Dann hatte sie den Felsen umrundet.

Auch hier Wasserdampf und Rauch. Der Qualm reizte sie zum Husten, ihre Augen tränten. Sie preßte ihre Rechte fest gegen den Mund, um den aufkommenden Hustenreiz zu unterdrücken, um nicht auf sich aufmerksam zu machen, bevor sie nicht selbst wußte, wer

sich hinter dem Felsen so merkwürdig verhielt.

An einem gab es wohl nicht mehr den geringsten Zweifel. Irgendjemand – entweder sie oder dieses Paar hinter dem Fels – war nicht mehr bei Sinnen.

Wie konnte sich hier überhaupt jemand aufhalten – in einer Welt, die erst wenige Stunden alt war?

Aber nein… das stimmte ja auch nur bedingt. Ein Teil der Insel war alt, der andere war durch einen Vulkanausbruch hinzugekommen. Nahtlos schienen sich die Schollen miteinander verbunden zu haben.

Sie ertappte sich dabei, daß sie versuchte in Gedanken das Problem zu lösen. Aber dies war alles so widersprüchlich, daß eine Lösung überhaupt nicht möglich war.

Noch ein Schritt. Dann stand sie in der Bucht. Sie lag genau zwischen zwei hochaufragenden Felsblöcken und der Weg führte mehrere Schritte ins Landesinnere, das durch einen dichten, wallenden Nebelvorhang ihren Blicken entzogen war.

Susan Andrews stand etwas erhöht. Von hier aus konnte sie die Bucht völlig überschauen.

»Hallo, Bill! Hier bin ich. Du suchst an der verkehrten Stelle…« Wieder die Stimme, wieder dieses fröhliche, ausgelassene Lachen.

Das Halbblut erschauerte. Mit flackernden Augen blickte es sich um.

Sie hörte ganz deutlich die Stimmen und Geräusche – aber sie sah weder die Büsche und Bäume, von denen die Rede war, noch die beiden Sprecher.

Geisterspuk!

Wie von unsichtbaren Händen nach vorn gedrückt, setzte Susan Andrews einen Fuß vor den anderen.

Hier waren Menschen. Aber warum konnte sie diese Menschen nicht sehen?

Plötzlich eine heller, überraschter Aufschrei.

»Bill!«

»Jetzt hab ich dich. Wenn du meinst, daß du das Spiel so weitertreiben kannst, dann hast du dich getäuscht. Jetzt fängt ein anderes Spiel an…«

»Oh, Bill…«

Dann leises Rascheln, als ob jemand die Büsche teile, um daraus hervorzutreten.

Das Geräusch war genau vor ihr. Susan Andrews hatte das Gefühl, den Sprecher und die Sprecherin mit Händen greifen zu können.

»Bill!« hallte da die erschreckte Stimme der fremden, unsichtbaren Frau auf. »Da ist jemand. Wir sind – nicht mehr allein…«

Susan Andrews hatte das Gefühl, als würde eine eisige Klauenhand ihr Herz umklammern.

Sie bezog die Worte auf sich und reagierte in wilder Panik.

Sie warf sich herum und rannte auf die dichte Nebelwand zu, in ihrer Aufregung und Furcht völlig irritiert handelnd. Der weiße Nebel hüllte sie ein. Kr war so dicht, daß sie meinte, einen leichten Druck auf ihrem Körper zu spüren.

Aber das war natürlich Unsinn…

Innerhalb der Nebelwand nahm sie nichts mehr von ihrer Umgebung wahr.

Sie blieb stehen. Gehetzt blickte sie sich um und wußte nicht mehr, aus welcher Richtung sie gekommen war. Da lief sie einfach geradeaus weiter.

Immer tiefer ging es in den Nebel hinein. Nein, hier war sie falsch. Sie mußte zurück zum Felsen, hinter dem der hilflose Mike Randok lag.

Sie machte eine Kehrtwendung und dabei eine erschreckende Entdeckung.

Der Nebel vor ihr war eine feste, harte Wand. Wie ein Marmorblock.

Verzweifelt trommelte sie dagegen. Schluchzend warf sie sich gegen die Wand. Die ruhte sich keinen Millimeter vom Fleck.

Susan Andrews konnte sich nur noch in einer Richtung bewegen. Hinein in den Nebel, der sich langsam zu lichten begann, je tiefer sie eindrang.

Und dann sah sie eine endlose Weite vor sich, die so gewaltig, so riesig war, daß sie sich unmöglich hier auf diesem winzigen Eiland befinden konnte!

*

Hier war niemals eine Insel gewesen.

Erst vor Stunden mußte dieses neue Eiland, aus glühender Lava geboren, dem Meer entstiegen sein.

Die Insel war nur wenige hundert Meter groß, wirkte bizarr und unheimlich. Das kleine Eiland war in Rauch und Qualm gehüllt, und die schwarzen Wolken zogen träge davon.

Unter Macabros, dem ätherischen Doppelkörper Björn Hellmarks, der wie ein Geist über dieser Urwelt schwebte, liefen gurgelnd und grollend breite Lavaströme den Krater herab, dessen Tätigkeit sich in der Zwischenzeit beruhigt hatte.

Hellmarks Zweitkörper unterschied sich in nichts von seinem Leib aus Fleisch und Blut.

Hätte es einen geheimen Beobachter der Szene gegeben, derjenige wäre aufs höchste entsetzt gewesen zu sehen, wie hier eine Gestalt aus dem Himmel herabkam, die heiße, fauchende Luft und die sich

auftürmenden, schwarzen Wolkenmassen durchbrach und auf dem Kraterrand aufsaß.

Diesem Körper setzte weder Hitze noch Kälte zu. Er bestand aus einer feinstofflichen Substanz, der irdische und außerirdische Elemente nichts anhaben konnten.

Macabros war ein Geistgeschöpf Hellmarks, eine genaue Kopie jedes einzelnen Moleküls seines Körpers. Was Hellmarks Doppelkörper hier aufnahm – was er sah und hörte – wurde gleichzeitig Bewußtseinsinhalt des Hauptkörpers auf dem knapp hundert Seemeilen entfernten, unsichtbaren Marlos…

Ging diese Insel auf eine natürliche Aktivität der Erde zurück – oder steckten dämonische Kräfte dahinter?

Für Björn Hellmark und Macabros stellte sich diese Frage allen Ernstes.

Es gab Hinweise im »Buch der Gesetze«, daß eines Tages in Marlos unmittelbarer Nähe etwas geschehen sollte, das ihn an die fernsten Zeiten auf dem versunkenen Xantilon erinnern würde.

Und nicht nur das!

Macabros starrte in den rauchenden Krater, in dem sich ein gewaltiger Glutsee befand.

Er stieg den heißen, dampfenden Felsen nach unten und erreichte bizarre, aufgeworfene Hügel und Täler, in den Lavaseen standen.

Zu seiner Überraschung erblickte Macabros einen etwa drei- bis viertausend Quadratmeter großen Bezirk in unmittelbarer Meeresnähe der Insel, der von der Lava überhaupt nicht in Mitleidenschaft gezogen war.

Da gab es Algen und Moos auf den Felsen, und das Gestein war schon verwittert. Dieser Teil des winzigen Eilandes mußte schon uralt sein. Aber es war so klein, daß kein Mensch etwas von seiner Existenz wußte. Alle Seekarten, die existierten – Seekarten aus ferner Vergangenheit und die neusten Datums – waren ihm vertraut. Gerade weil er auf vergangene und zukünftige Ereignisse sein Augenmerk gerichtet hielt, war es unerläßlich, daß er über jede Situation, die sich hier in diesem riesigen Meeresraum abspielte, informiert war.

Zu diesem winzigen Eiland hatte sich offenbar während der letzten Stunden ein neuer Teil gesellt. Die aus Lavagestein geborene Insel.

Ein Teilstück Kh'or Shans? Oder ein Teil – Xantilons?

Auch dieser letzte Gedanke war nicht absurd. Im »Buch der Gesetze« hatten die Propheten es angekündigt. Es würden Tage kommen, wo die Zeichen auf Sturm standen und Teile der auseinandergebrochenen und über die Weltmeere verstreut liegenden Insel irgendwo wieder auftauchen würden. Die Vergangenheit würde Eingang finden in die Gegenwart. Wenn dies der Anfang war, wenn eines der sieben Siegel auf Kh'or Shan durch einen Vorgang

zerbrochen war, dann – würde ein völlig neuer Abschnitt seines Lebens beginnen.

Da – ein Mensch!

Macabros wirbelte herum.

Er sah die schattige Gestalt, die um den bizarren Felsblock wankte und die offensichtlichen Schwierigkeiten hatte, sich auf den Beinen zu halten. Der Mann zog ein Bein nach.

»Susan?« murmelte der Fremde leise mit schwacher Stimme. »Hallo – wohin bist du denn… gegangen? Hallo, Susan – komm doch zurück…«

Der Mann löste sich von der Felswand.

Wie kam der Fremde hierher?

Macabros blieb einige Sekunden abwartend stehen, den Unbekannten nicht aus den Augen lassend.

Wellen umspülten seine Füße. Und die Wellen brachten die Zeugen der Ereignisse.

Verbrannte Planken, angekohlte Taue, Reste des Bastkorbs vom Fesselballon Mike Randoks und Teile der Yacht Antoinetta wurden an die Gestade des seltsamen Eilandes geschwemmt.

Schiffbrüchige? Der Absturz eines Fesselballons? Beides zusammen.

Lautlos bewegte Macabros sich. Hätte ihn jetzt jemand beobachten können – es war ganz deutlich zu sehen, daß Hellmarks Zweitkörper mit seinen Füßen den Untergrund überhaupt nicht berührte.

Wie ein Schatten folgte Macabros dem unbekannten Mann, der offensichtlich verletzt war und Schwierigkeiten mit dem Gehen hatte.

Der andere taumelte mehr, als daß er ging. Randok suchte die Freundin.

Er kam in der kleinen Bucht an, die Susan Andrews Aufmerksamkeit erregt hatte.

»Hallo – Susan?!«

»Susan – Susan – Susan – « hallte das Echo seiner Stimme durch die von Felsblöcken umstandene Bucht.

Da geschah etwas Eigenartiges.

Es kam so unerwartet, daß selbst Macabros, der schon mit so vielen seltsamen Dingen konfrontiert worden war, einen Moment die Fassung verlor.

Es schien, als entstünde in der kleinen Bucht plötzlich eine Fata Morgana. Völlige Windstille… Kein Rauch… kein feuriger Widerschein… Palmen säumten einen weißen Strand. Ein verschwiegener, wildromantischer Flecken Erde… auf einer Erhöhung – etwa in der Mitte der Bucht – stand unter Palmen ein aus Bastgeflecht bestehendes Haus, das mit großen Palmblättern gedeckt war.

Die Sonne schien! Und die Bucht war nicht mehr menschenleer.

Ein Paar hielt sich dort auf. Eine wunderschöne, blonde Frau mit braungebranntem Körper. Sie bewegte sich mit der Grazie eines Rehs. Dunkelhaarig und sportlich war ihr Begleiter. Sie trug einen knapp sitzenden Bikini, er eine Badehose. Auf der rechten Seite der Bucht zwischen zerklüfteten Felsblöcken, die aus dem Meer ragten, schaukelten die Reste eines vermoderten, von Schimmel und Moos überwachsenen, alten Schiffwracks. Deutlich waren Schleifspuren am Strand zu sehen, die offenbar auf den Transport schwerer Kisten, Truhen oder Fässer zurückzuführen waren.

Vorn am Ufer war ein riesiger Berg trockenen Holzes aufgeschichtet und wurde zum Anzünden bereitgehalten.

Schiffbrüchige!

Der vermoderte Bug des alten Schiffes wies noch einige verwitterte und schiefhangende Buchstaben auf.

Sie bildeten den nun nur noch lückenhaften Namen des ehemals stolzen Schiffes.

B-L-E S--A-R.

Die Blue Star! In der Geschichte der Seefahrt hatte dieses Schiff sein besonderes Kapitel. Zwanzig Jahre lag es zurück, seit die Blue Star auf dem Pazifik spurlos schwand. Bei schwerer See und einem schrecklichen Orkan war das Schiff vom Kurs abgekommen. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund waren seinerzeit die Funkapparaturen ausgefallen, und das Schiff hatte seine neue Position nicht mehr angeben können.

Suchschiffe und Suchflugzeuge hatten tagelang gesucht. Vergebens…

Die Blue Star blieb spurlos verschwunden. Mit Mann und Maus mußte sie während des Orkans untergegangen sein. Und hier, in der Bucht einer winzigen Insel, inmitten des Pazifischen Ozeans entdeckte er unter rätselhaften Vorzeichen einen Teil des Schiffes wieder!

Was hatte das alles zu bedeuten?

Blitzschnell wie ein Film, der Zeitrafferszenen zeigte, spielten sich nun die nachfolgenden Ereignisse ab.

Die eben noch von Sonne überflutete Bucht, in die die beiden Schiffbrüchigen sich offenbar vor längerer Zeit schon gerettet und in der sie sich beinahe heimisch eingerichtet hatten, war plötzlich in ein seltsames, geisterhaft rotes Licht getaucht. Feuerschein spiegelte sich am Himmel. Wie durch Zauberei stiegen plötzlich meterhohe Flammenzungen auf, die wie lodernde Zypressen in den Himmel ragten. Die beiden Menschen in der Bucht schrien entsetzt und angsterfüllt auf. Die Frau sprang auf.

Die Bäume fingen Feuer. Die Büsche standen in Flammen. Knisternd und prasselnd fraß sich das Feuer rasend schnell in die primitive Holzhütte, die im Nu niederbrannte.

Die beiden Menschen konnten nicht fliehen. Sie waren eingeschlossen von den Flammen.

Da griff Macabros ein.

Er handelte schnell wie ein Gedanke. Er warf sich der Feuerwand entgegen, passierte sie, ohne daß seinem feinstofflichen Körper das Geringste geschehen konnte. Er wollte die von der Feuerbrunst eingeschlossenen Menschen retten.

Sie befanden sich inmitten eines Feuerringes. Außerhalb des Kreises – stand Mike Randok. Die Hitzeausstrahlung trieb ihn zurück. Er näherte sich dabei der dichten, wogenden Nebelwand…

Da war Macabros bei den beiden Menschen, die inmitten der Feuerbrunst wie aufgescheuchte Hühner hin- und herliefen und verzweifelt nach einem Ausweg suchten.

Die blonde Frau mit dem tief gebräunten Körper starrte auf den Fremden, der wie ein Geist zwischen ihnen auftauchte.

»Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich möchte Ihnen helfen.« Macabros lächelte. Seine Stimme klang freundlich. Mit wenigen Worten brachte er es fertig, Sympathie und Vertrauen zu schaffen.

Die blonde Frau starrte den Fremden aus großen Augen an. Ihr Begleiter tauchte hinter Macabros auf. Man sah dem Gast aus Marlos nicht an, daß er kein Mensch aus Fleisch und Blut war.

Die Hitze rundum war auf unerträgliche Weise gestiegen. Der fremden Frau und ihrem Begleiter lief der Schweiß aus den Poren. In ihren Augen flackerte die nackte Angst.

Macabros streckte seine Rechte aus, um die Hand der Frau zu ergreifen.

Seine Finger – stießen ins Leere.

Da war plötzlich niemand mehr vor ihm, niemand mehr hinter ihm. Die Schemen zerflossen und lösten sich auf. Die brennenden Palmen und knisternden Büsche, die beiden Menschen und das Wrack der BLUE STAR waren mit einem Mal verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

Die kleine Bucht zwischen den zerklüfteten Felsen zeigte sich öde, verlassen und kahl. Flammenschein spiegelte in ihr. Dies kam von den Lavamassen, die hinter dem einen Felsen noch immer gurgelnd und sprudelnd ins Meer zischten und gewaltige Dampfwolken erzeugten.

Der Spuk war vorbei. Aber ein neuer, der Macabros völlig fassungslos machte, bahnte sich bereits in dieser Sekunde an.

Mike Randok, der auf der Suche nach seiner Freundin war, stand im Mittelpunkt eines grauenvollen Ereignisses.

Der junge Schauspieler, der in Honolulu seine zweite Heimat gefunden hatte, atmete schnell und aufgeregt.

»Wer sind Sie?« fragte er mit stockender Stimme. »Wo kommen Sie her? Wie… kommen Sie… auf diese Insel? Gehören Sie… eventuell zu

einer… Rettungsmannschaft… die uns… gefunden hat… Wie lange… befinden wir uns denn schon… hier auf diesem… Eiland…?«

Randok stolperte auf Macabros zu. Zwei, drei Schritte tat er. Weiter kam er nicht. Dann geschah das Ungeheuerliche, das Unfaßbare.

In der Nebelwand hinter Randok tauchten zwei Gestalten auf.

Zwei – in Feuer gehüllte Menschen. So jedenfalls sah es im ersten Moment aus. Dann aber erkannte Macabros, daß es sich um zwei Gestalten aus purem Feuer handelte.

Die Feuerbestien aus Kh’or Shan! Aus der tiefsten Tiefe seines Bewußtseins drang dieses Wissen an die Oberfläche seiner Gedanken.

Aus Kh’or Shan werden die Feinde kommen, die einst in der Nähe der versunkenen Insel Xantilon ihr Unwesen trieben…

Die Vergangenheit Xantilons – sollte zur Gegenwart der Erde werden!

In einer verschlüsselten Sprache stand es im »Buch der Gesetze«. Diese verschlüsselten Hinweise wurden jetzt mit diesem Geschehen faßbar für ihn, als hätte es nur dieser Begegnung bedurft.

Das »dämonische Eiland« in der anderen Dimension – genannt Kh’or Shan’, das in der Vergangenheit Xantilons schon so eine große Rolle spielte, war wieder aufgetaucht.

Von Feuer umloderte Hände rissen Mike Randok nach hinten. Der Mann hatte überhaupt keine Chance. Über seine zerfetzten Kleider zügelten sofort die Flammen, als ob er mit Benzin übergossen wäre. Und so waren es schließlich nicht zwei Feuergestalten, die in dem dichten Nebelvorhang verschwanden, sondern drei.

Mit gellendem Aufschrei wurde Mike Randok von seinen Widersachern in die Nebelwand gezogen.

Da war auch Macabros schon heran. Ständig war Hellmark über jede Einzelheit unterrichtet. Macabros war nicht unbedingt abhängig von einer »normalen« Bewegung seiner Glieder. Ein konzentrierter Gedanke Hellmarks löste den Ätherkörper aus und ließ ihn im nächsten Moment rund dreißig Meter weiter wieder entstehen… Direkt vor der Nebelwand, wo die Feuerbestien aufgetaucht waren…

Da machte Macabros eine erschreckende Entdeckung.

Er prallte zurück wie vor einer unsichtbaren, massiven Glaswand. Für ihn – der aus einer feinstofflichen Substanz bestand – war die Nebelwand’ nicht durchlässig.

*

Zuviel war auf der geheimnisvollen Insel geschehen, als daß man es einfach auf sich hätte beruhen lassen können.

Eine neue Erfahrung war ihm zuteil geworden. Zum ersten Mal,

seit er über die wunderbare Fähigkeit verfügte, seinen Körper verdoppeln zu können, um ihn an jedem Ort der Welt auftauchen zu lassen, war er im wahrsten Sinne des Wortes an einer Grenze angelangt.

Auch davon sprachen die Propheten in dem Buch, das ihm einst aus der Hand der schwarzen Priester überreicht worden war.

Das erste Siegel wird aufbrechen, ohne daß erkenntlich ist, wer der Urheber des Bruchs ist. Kaphoon, der die Hoffnung in sich trägt, wird kommen und vor der »großen Mauer« stehen und erkennen, daß er den größten Kampf vor sich hat, den Molochos, der Mächtige, ihm bisher aufzwingen konnte. Denn Kh'or Shan ist nur die Spitze eines gigantischen Eisberges, der in die Dimensionen und Paralleluniversen ragt, die Lanzenspitze des Heeres des Molochos', der seiner Göttin Rha-Ta-N'my eine ganze Welt zu Füßen legen will, um selbst auf ihr als unumschränkter Herrscher zu herrschen…

Sätze, deren Sinn er seit Monaten vergebens zu durchleuchten versuchte – plötzlich erschienen sie ihm kristallklar.

Dies war die *»große* Mauer«, von der im »Buch der Gesetze« die Rede war.

Die Falle war zugeschnappt. Für die Menschen, die nicht ahnten, was hier eigentlich gespielt wurde und die im wahrsten Sinne des Wortes in den Schlund einer feurigen Hölle gezogen wurden.

Die Kräfte aus Kh'or Shan mußten auf dem schnellsten Wege eingedämmt werden.

»Ich muß zurück«, sagte Björn Hellmark in diesem Augenblick zu den Freunden, die in seiner Nähe weilten. »Hinter der ›großen Mauer‹ liegt das rätselhafte Kh'or Shan. Geschöpfe aus Fleisch und Blut können die Mauer jeder Zeit wie eine Nebelwand passieren. Ich muß hin, um herauszufinden, was sich dort zusammenbraut.«

»Ich werde dich begleiten«, sagte Rani sofort.

»Ich auch«, warf Jim, der Guuf, ein.

»Es gibt überhaupt keinen Zweifel daran«, schaltete sich auch Alan Kennan ein, »daß wir alle mit von der Partie sein werden. Du kannst Hilfe gebrauchen…«

Björn nickte. »Das ist richtig. Aber ich brauch' eure Hilfe auf andere Weise. Es ist genau besprochen, welche Wege ihr gehen sollt. Daran hat sich auch durch das Auftauchen Kh'or Shans nichts geändert. Für euch alle ist alles beim alten geblieben. Außer für Rani. Wir haben uns in der Zeit geirrt – Professor Merthus und ich. Daran gibt es keinen Zweifel. Bei meinem letzten Gespräch mit Merthus schien ein ähnlicher Verdacht sich bereits abzuzeichnen. In unser beider Berechnung stimmt etwas nicht. Der Großangriff Molochos' liegt näher, als wir befürchtet haben. Und wir sind noch ganz am Anfang.«

Durch seinen kurzen Aufenthalt auf der Insel Xantilon, die er gemeinsam mit seinem Freund Arson, dem Mann mit der Silberhaut aufgesucht hatte, gewann er Einblick in die Kultur und vor allem in die Sprache, die er gesprochen hatte, als er seine erste Existenz als Kaphoon, der Sohn des Toten Gottes, erlebte.

Dieser Aufenthalt damals hatte seine Sprachkenntnisse gefestigt, und es war ihm gelungen, viele Passagen aus dem Buch zu verstehen und die Hilfe Professor Merthus' nur noch sporadisch in Anspruch zu nehmen. Dieser Mann war wie kein zweiter ein Kenner der fernsten Vergangenheit der Erdgeschichte und forschte nach dem Verbleib der versunkenen Welten Xantilon, der Insel Mu, des legendären Atlantis und der Urkontinente Lemuria und Galameria.

»Merthus machte zuletzt eine Vortragsreise durch Spanien. Er hat mich wissen lassen, daß er nach Abschluß dieser Reise für einige Tage einen privaten Aufenthalt in Marbella anhänge. In einem kleinen Hotel namens San Christoban sei er zu erreichen. Dort wolle er sich auch mit einem spanischen Kollegen treffen, der einige interessante Theorien über Kultur und Leben der ehemaligen Atlantiden entwickelt hätte. Ich möchte, daß du zu Merthus gehst, Rani! Sag' ihm was geschehen ist und bitte ihn darum, die Kopien jener Passagen, die im Augenblick für uns außergewöhnlich wichtig erscheinen, noch mal vorzunehmen und durchzuarbeiten. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er auf Grund der Ereignisse, von denen du ihm Kenntnis bringst, nun weitaus mehr anfangen kann…« Ein tiefer Atemzug hob Björn Hellmarks Brust. »Und ich werde nach Kh'or Shan gehen und versuchen einen Weg zu finden, um die Invasion der Feuerbestien einzudämmen, ehe sie sich zu einer Gefahr für andere ausweiten kann. Es bleibt mir nur zu hoffen, daß sie noch auf das kleine Eiland beschränkt sind und den Weg in die Welt noch nicht gefunden haben…«

Er ahnte nicht, daß diese Hoffnung sich niemals mehr erfüllen konnte. Die Invasion der Feuerbestien aus Kh'or Shan hatte längst begonnen!

*

Die Welt hinter dem Nebelvorhang war anders als die, aus der sie kam.

Susan Andrews blickte sich irritiert um. Ihr Blick führte über die bizarre Weite hinweg. Die Landschaft vor ihr sah aus wie die Welt zu Anbeginn der Zeiten ausgesehen haben mochte. Der Boden war kahl und von zerklüfteten Felsen übersät. Riesige Spalten und Risse zogen sich durch den Untergrund. Heißer Dampf und feuriger Widerschein stiegen aus unauslotbarer Tiefe.

Susan Andrews meinte einen Blick in den Vorhof der Hölle zu werfen.

Die Luft war heiß und stickig. Der Himmel über der fremden Landschaft war undurchdringlich und schwarzgrau. Überall um sie herum gab es eigenartige Geräusche.

Es blubberte und gurgelte. In den Mulden zwischen den Felsen standen feurige Lavatümpel. Bis zum Ende des Horizonts, den sie auf viele hundert Meilen Entfernung schätzte, breiteten sich unzählige solcher Tümpel und Seen, große und kleine, aus.

Ein ätzender, schwefelartiger Gestank lag in der Luft.

Die junge Jazzsängerin war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Sie verstand überhaupt nichts mehr.

Was für eine Welt war das? Und wieso war es ihr unmöglich geworden, den Nebelvorhang in entgegengesetzter Richtung wieder zu passieren?

Das waren nur zwei von vielen Fragen, die sie quälten.

Wie von unsichtbaren Händen geschoben, ging sie Schritt für Schritt weiter in diese unwirkliche Welt hinein. In ihr gab es keinen Baum, keinen Strauch, keinen Grashalm… Hohl erklangen ihre Schritte auf dem kahlen Felsboden.

Da vernahm sie ein leises, raschelndes Geräusch. Ganz in ihrer Nähe. Dieser Laut unterschied sich vom Gurgeln in den blasenwerfenden Feuerseen so sehr, daß sie sofort darauf reagierte.

Sie wandte den Kopf.

Da war etwas. Da war – ein Mensch!

Wieder als eine Steinwurfweite von ihr entfernt lag er am Boden. Verwirrt, benommen, erschöpft…

Eine Frau.

Susan Andrews taumelte mechanisch auf sie zu.

Die Fremde hob den Kopf. Sie war jung und trotz ihres lädierten Aussehens und des wild in ihrem Gesicht hängenden Haares von urwüchsiger Schönheit. Ihre rechte Gesichtshälfte war geschwollen und blau unterlaufen, und statt eines ehemals weißen, für festliche Gelegenheiten bestimmten Kleides trug sie nur noch verkohlte Fetzen auf dem Leib.

Mit zitternden Knien ging Susan in die Hocke. »Wer sind Sie?« fragte sie stockend. »Wo kommen Sie her?«

Die Fremde atmete abgehackt. Mehrmals setzte sie zum Sprechen an, aber dann erkannte Susan, daß ihr einfach die Kraft fehlte, die Worte herauszubringen.

»Catherine«, murmelte die auf dem Boden Liegende schließlich. »Ich… heiße Catherine…«, der Blick der Sprecherin suchte Susan Andrews' Augen. »Und wer… sind Sie? Ich hab' Sie… nicht auf… der… ANTOINETTA… gesehen.«

Zwischen den Augen der braunhäutigen Jazzsängerin bildete sich eine steile Falte. »ANTOINETTA?« echote sie. »Wen oder was meinen Sie damit?«

Susan war der Fremden behilflich sich aufzurichten. Dem Akzent in der Sprache nach handelte es sich um eine Französin.

»Die Yacht… sie ist doch untergegangen… Wissen Sie das nicht? Natürlich… wenn Sie darauf kein Passagier gewesen sind… können Sie auch davon… keine Ahnung haben. Wo sind wir hier? Was ist dies für eine… Insel? Was sind das für… Feuermenschen… die Marcel… getötet haben?«

All das, was Catherine sagte, war für das Halbblut ein Buch mit sieben Siegeln.

»Ich heiße Susan. Wir hatten Pech. Unser Ballon ist in das Unwetter geraten und durch die emporgeschleuderten Lavabrocken in Brand gesetzt worden.« Sie berichtete von dem Zwischenfall, der sie auf dieses winzige Eiland verschlagen hatte, das so viele geheimnisvolle Zeichen aufwies.

Im ersten Moment sah es so aus, als ob Catherine die einzige sei, die den Schiffbruch mit heiler Haut überstanden hatte. Wie sie hierher gekommen war, wußte sie nicht mehr.

Dann hörten sie beide ein leises Stöhnen hinter dem bizarren Hügel, der sich nur wenige Schritte von ihnen entfernt befand.

»Philipp!« entrann es wie ein Hauch den Lippen der Französin.

Ein Schatten bewegte sich neben dem Hügel. Der Kopf eines Mannes wurde sichtbar. Zerzaust die Haare, voller Schmutz und Ruß. Sein Gesicht war zerkratzt, eine Augenbraue aufgerissen. »Philipp«, kam es noch mal aus Catherines Mund. »Er ist's. Er lebt…«

Irritiert blickte der dunkelhaarige Mann sich um. Von dem festlichen Anzug, den er noch auf der ANTOINETTA getragen hatte, war nichts mehr zu sehen. Die Hose sah aus, als ob sie durch einen Schlammsee gezogen worden wäre. Die Hosenbeine waren aufgerissen, die helle Haut schimmerte durch zahlreiche Löcher und Risse. Das Jackett war nur noch ein verkohlter Rest, den er mit Fingerspitzen vom zerfetzten Hemd pflücken konnte.

Er richtete sich auf, und es war deutlich zu sehen, wie schwer es ihm fiel, sich auf den Beinen zu halten. Er gab sich Mühe, seine Schwäche nicht merken zu lassen.

Philip kam auf Catherine zu. Er hatte nur Augen für sie. Im ersten Moment nahm er gar nicht die fremde, dunkelhäutige Frau in der Nähe wahr.

Um seine Lippen zuckte es. »Catherine«, sagte er heiser. Er ging neben ihr in die Hocke, und ohne noch ein einziges Wort zu sagen, umarmte und küßte er sie.

Catherine weinte.

»Nicht weinen, Catherine. Wir leben. Wir sind noch mal davongekommen. Es wird alles gut werden.«

»Das stellst du dir zu einfach vor, Phillip. Sieh' dich um… das ist die Hölle… das kann nicht die Welt sein…«

»Wir haben den Schiffbruch überstanden, Catherine – und wir werden auch das hier überstehen… Hat irgend jemand sonst noch außer uns…«

Er unterbrach sich. Jetzt fiel sein Blick auf die fremde Frau. Man sah ihm fröhlich an, wie er sich das Hirn zermarterte und darüber nachdachte, ob er das Halbblut auf der ANTOINETTA gesehen haben könnte.

Susan schien seine Gedanken zu erraten. »Ich war nicht auf der Yacht, Sir. Mich hat's auf andere Weise hierher verschlagen…« Sie erzählte auch ihm, wie alles gekommen war.

»Wie haben wir's geschafft?« hakte Catherine sofort nach. Ihre Stimme klang bereits sicherer. Man merkte ihr deutlich an, daß sie während der letzten Minuten zu Kräften gekommen war und sich bemühte, ihre Situation zu erkennen und das Beste daraus zu machen.

»Ich krieg' es nicht mehr völlig zusammen…«, entgegnete Phillip darauf. »Es ging alles viel zu schnell… ich kann mich nur noch daran entsinnen, daß Duval als lebende Fackel ins Wasser sprang und weiterschwamm. Dieses unheimliche Feuer, das plötzlich überall auftauchte, war jedoch nicht durch Wasser löschbar. In der Yacht lief und schrie plötzlich alles durcheinander… Wir haben keine Zeit mehr gefunden, uns einen Rettungsring überzustreifen, geschweige denn ein Rettungsboot ins Wasser zu lassen. Wir sind einfach geschwommen – immer weg vom Feuer, das die ANTOINETTA prasselnd einhüllte. Du warst immer in meiner Nähe…«

Catherine zuckte die Achseln. »Ich weiß nichts mehr über diese Augenblicke. Meine Erinnerung hat erst vor wenigen Minuten wieder eingesetzt – hier auf dieser Insel, als ich wach wurde. Alles, was zwischen dem Sprung ins Wasser und meinem Erwachen hier auf dem Eiland stattgefunden hat, ist mir entfallen…«

»Dann sei froh darum. Konzentrieren wir unsere Kräfte auf das, was getan werden muß – und nicht auf das, was geschehen ist.« Auch Phillips Stimme gewann an Festigkeit.

»Ich fürchte so einfach ist das nicht«, schaltete Susan Andrews sich ein. »Der Vulkankrater… er ist verschwunden… dabei habe ich ihn vorhin noch mit eigenen Augen gesehen.«

Catherine und Phillip blickten sich ratlos an. Es stimmte, was die braunhäutige Sängerin sagte. Auch sie erinnerten sich daran, einen Vulkankrater gesehen zu haben, der gewaltige Massen Lava hoch in die Luft geschleudert hatte. Die mickrigen Felsbrocken und zerklüfteten Hügel konnten jedoch unmöglich die Reste dieses

gewaltigen Kraters sein. Aber daß etwas geschehen war, davon zeugten die gurgelnden und blasenwerfenden Lavatümpel.

»Egal wie die Dinge zusammenhängen, wir können hier nicht sitzen bleiben und Däumchen drehen.« Der junge Franzose blickte sich in der Runde um. Der feurige Widerschein von den Tümpeln und Lavabächen spiegelte sich auf seinem Gesicht. »Wir gehen zum Ufer. Wir müssen so nahe wie möglich am Wasser sein. Was immer hier geschehen ist, es kann nicht unbemerkt geblieben sein. Es ist auch damit zu rechnen, daß von der ANTOINETTA aus noch ein Notruf abgeschickt wurde. Vielleicht sind schon Schiffe und Suchflugzeuge unterwegs…«

Die Art und Weise, wie er die Dinge sah und auch darüber sprach, vermittelte Beruhigung. Susan mußte sich zu ihrer eigenen Überraschung im stillen eingestehen, daß sie wieder Mut faßte.

Phillip war Catherine auf die Beine behilflich. Dies geschah noch etwas wacklig, aber es ging.

»Entschuldige«, sagte sie leise, und der Anflug eines Lächelns huschte um ihre schön geschwungenen Lippen.

»Ich häng’ an dir wie eine alte Frau… Ich hab’ das Gefühl, auf Eiern zu gehen. Der Boden unter mir schwankt wie ein Pudding und…«

Das war nicht nur ihr Gefühl. Das war Tatsache!

Ein Erdstoß ließ den Grund unter ihren Füßen erzittern und beängstigend schwanken. Ein dumpfes Grollen erfüllte die Luft. Die schwarzen Rauchwolken über ihnen schienen ächzend gegeneinander zu stoßen.

Der Boden unter Catherine öffnete sich.

Wie ineinandergreifende Zahne riß der gewaltige Untergrund auf, krachend und schmatzend wie ein Gigantenmaul. Direkt unter den Füßen der hübschen Französin entstand die gähnende Tiefe.

Und wie ein Stein sackte Catherine ab.

Der Spalt verschlang sie…

*

»Catherine!« Der Schrei des Mannes hallte grauenvoll über die öde, zitternde Landschaft.

Die Bodenbewegungen unter ihren Füßen waren so heftig, daß Susan Andrews das Gefühl hatte, einen Faustschlag gegen die Beine zu erhalten. Sie flog zurück und rollte über den Boden.

Fauchende Flammensäulen stiegen kerzengerade in den Himmel.

Sie kamen aus dem Schlund der Erde, der die schöne Catherine verschlungen hatte.

Glühende Hitze jagte wie ein Orkan über die beiden Menschen

hinweg.

Susan Andrews lag schweratmend und mit pochendem Herzen auf dem vibrierenden heißen Boden. Als sie den Blick wandte, sah sie, wie auch Phillip stürzte, wie er noch versuchte, wieder auf die Beine zu kommen.

Der Boden unter seinen Händen wurde rissig und bröckelig. Faust- und köpf große Brocken lösten sich und rollten über den kahlen, felsigen Untergrund. Auf den Schlund zu, der nur eine Armbreite vor ihm gähnte.

Glühender Widerschein spielte flackernd und bedrohlich wirkend an den schwarzen Wänden, die steil und zerklüftet in unauslotbare Tiefe ragten.

Und immer wieder stiegen aus dieser Tiefe flammende Feuersäulen empor.

Einige sahen so aus wie Menschen, die in Flammen gehüllt waren, die ihre Beine dicht zusammen gestellt hatten und die Arme eng an gen Körper gepreßt hielten.

Flammenzungen umloderten diese Körper. Doch der Eindruck täuschte. Hier standen nicht Menschen in Flammen – hier existierten menschliche Gestalten, die aus reinem Feuer bestanden!

Ein Gluthauch traf das Gesicht des Mannes.

Phillip rutschte über den Boden hinweg, der sich schüttelte wie eine Rüttelmaschine oder wie der gigantische Leib eines Ungeheuers, das gerade aus dem Schlaf erwachte.

Steine und Geröll gerieten in Bewegung. Und mit diesen Steinen und dem Geröll – Phillip!

Er wurde auf den Schlund zugeworfen.

Sein Herz pochte wie rasend. Er fühlte die Schläge auf dem harten Untergrund gegen seine Brust, und es kam ihm nicht so vor, als ob sein Herz poche – sondern das Herz eines Ungetüms, auf dem er lag.

Seine Hände umklammerten den zerklüfteten Boden, der unter seinen Fingern abbröckelte. Eine Hitzewelle versengte seine Haare und Augenbrauen.

Mit schreckgeweiteten Augen und schweißüberströmt starrte er in das wilde, glühende Licht aus dem Schoß der Erde und meinte noch immer Catherines verwehenden Todesschrei aus der Feuerschlucht zu vernehmen.

Panik erfüllte den Mann. Voller Verzweiflung und unter Anspannung aller Muskeln preßte er sich gegen den heißen Felsboden.

Ein Ruck… der Boden unter Phillip bäumte sich förmlich auf. Die Schräge wurde steiler. Schon ragte er mit beiden Armen in den gigantischen, furchterregenden Spalt, aus dem unablässig weitere Feuersäulen gen den Himmel stiegen.

Aus, hallte es durch sein fieberndes Gehirn…

Da umklammerte eine schmale, zitternde Hand sein rechtes Fußgelenk.

Steine und Geröll prasselten in die Tiefe, während seine eigene Vorwärtsbewegung für einen Moment abrupt gebremst wurde.

Das dumpfe Grollen aus dem Bauch der fremden Erde verstummte. Schlagartig hörte das Fauchen und Zischen auf. Keine lodernden Flammenzungen mehr…

Vollkommene Stille!

Mit geweiteten Augen starrte der Franzose über die Schlucht hinweg, die inzwischen eine Weite von mehr als zehn Metern erreicht hatte. Die andere Seite des gigantischen Erdschollens, der von dieser Seite weggedriftet worden war, verharrte zitternd in der Bewegung.

Und dann schoben sich die beiden riesigen Erdschollen wieder zusammen, als würden sie von Gegenkräften aneinandergepreßt.

Neue Gefahr!

Halb mit dem Oberkörper in die Tiefe ragend, mußte Phillip damit rechnen, von der Erdmasse eingezwängt und zerquetscht zu werden.

Rasend schnell näherte sich die andere Seite.

Jetzt war die Scholle, die Tausende von Quadratmetern umfaßte, noch zwei Meter von ihm entfernt… Jetzt noch einen Meter… Jetzt noch einen halben Meter…

Phillip wollte schreien. Doch dieser Schrei hätte ihm nichts genutzt. Er mußte handeln. Doch wie gelähmt starrte er auf die schwarze Wand vor sich, auf der sich ein verwaschenes Schwarz-Rot spiegelte.

Noch vierzig Zentimeter… noch dreißig Zentimeter…

Wer immer ihn in dieser Sekunde auch festhielt, – auch dessen Kräfte ließen nach.

Er stammte sich mit Verzweiflung gegen den Zug in die Tiefe. In der Todesangst mobilisierte er Kräfte, die er selbst niemals für möglich gehalten hätte.

Alle Muskeln und Sehnen seines Körpers spannten sich unter einer außergewöhnlichen Willensleistung zur vollen Kraftentwicklung an.

Wie ein Ruck ging es durch seinen Leib. Er riß seinen Oberkörper empor und vertraute darauf, daß die Hand, die sein Fußgelenk umklammert hielt, noch einige Sekunden länger aktiv bleiben konnte.

Es knirschte und krachte unter und vor ihm. Geröll prasselte in die Tiefe, Gesteinsbrocken lösten sich, als die beiden Erdschollen einander berührten.

Mit voller Wucht, wie zwei Autos bei hoher Geschwindigkeit, prallten die beiden Massen zusammen.

Wie ein Pfeil, der von der Sehne schnellte, so wurde Phillip nach vorn gerissen.

Die Hand um sein Fußgelenk umklammerte ihn nicht länger.

Der Franzose klatschte mit dem Bauch auf den Felsuntergrund und blieb genau auf der Nahtstelle zwischen den beiden Erdschollen liegen.

Der Riß im Boden war durch das zuvor abbröckelnde Gestein an manchen Stellen so breit, daß noch immer die Gefahr bestand, daß ein Mensch hineinrutschte und wie Catherine für immer im Schlund versank.

Der Gedanke daran erfüllte ihn mit solchem Grauen, daß er sich herumwarf und wegrollte von dem Spalt, aus dem leise die heiße Luft strömte…

Phillip kam in unmittelbarer Nähe des jungen Halbbluts zu liegen, das erschöpft mit einer Hand einen spitzen Felsstein umklammerte.

»Tut mir leid… Phillip… ich konnte Sie plötzlich… nicht mehr halten…«

Der Franzose konnte sie nur anstarren. Er war in diesen Minuten unfähig, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Er hatte Susan Andrews sein Leben zu verdanken. Ohne sie hätte er nicht mehr die geringste Chance gehabt, ohne sie wäre er in die Schlucht gestürzt.

Minuten vergingen. Sie kamen ihnen vor wie eine Ewigkeit.

Phillips Atem wurde wieder ruhiger. »Vielen Dank…«, wisperte er erschöpft.

Auf Susan Andrews' hart zusammengepreßten Lippen zeigte sich ein verbittertes Lächeln. »Dank? Wofür? Wir sind noch mal mit dem Leben davongekommen. Das ist alles. Aber wozu – fange ich mich an zu fragen. Man tut manchmal Dinge ganz automatisch. Aber was für einen Sinn hat ein Weiterleben hier? Was haben wir davon? Es gibt keinen Ausweg mehr…«, mir einer kraftlosen Bewegung machte sie eine umfassende Handbewegung. »Sehen Sie sich um, Phillip… wir sind Gefangene auf einer Insel, die es eigentlich in dieser Form nicht geben dürfte. Wohin sollen wir uns wenden?«

Der Franzose richtete sich auf. Mit brennenden, tränenverschleierten Augen starrte er auf die Nahtstelle, wo die beiden Erdschollen sich wieder vereint hatten. Er schluckte trocken, als ob ein Kloß ihm im Halse würge. Seine Gedanken weilten bei der Freundin, die auf so grausame Weise ums Leben gekommen war.

Da richtete er sich auf. Wie von unsichtbaren Händen hochgestemmt, kam er auf die Beine und taumelte auf die Stelle zu – wo er vor wenigen Minuten noch gestanden hatte. Er konnte nicht fassen, daß es sie nicht mehr gab.

Mit brennenden Augen starrte er auf den handbreiten Spalt.

Er wünschte sehr, daß alles nur ein böser, furchtbarer Traum wäre… Aber der Schmerz und die Verzweiflung waren so echt und hörten nicht auf, daß er anfing die Realität dieses Unfaßbaren anzuerkennen.

Seine Augen verschleierten sich. Philipp schämte sich der Tränen nicht, die über seine Wangen flossen.

*

Susan Andrews trat nach einer Weile von hinten an ihn heran.

Schnell und verstohlen wischte der Mann sich mit dem Handrücken über die Augen und wandte sich dann um.

»Ich glaube nicht daran, daß wir nichts gegen das tun können, was uns begegnet ist«, sagte er mit rauher Stimme. Seine Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, wirkte hart und entschlossen. »Wie war das doch noch mit der Nebelwand, Susan, von der Sie vorhin gesprochen haben?«

»Es ist kein Nebel, Phillip. Nur von einer Seite wirkte er so. Dahinter – liegt mein Freund Mike und wartet auf Hilfe. Und ich – kann nicht zu ihm.«

»Das wollen wir doch gleich mal feststellen.«

Phillips ganzer Körper spannte sich. Es schien, als ob er gerade nach diesem schweren Vorfall neue Kraft getankt hätte.

Mit weit ausholenden, für Susans Begriffe etwas überhasteten Schritten, eilte er auf die »Nebelwand« zu.

Das Halbblut aus Honolulu blieb dicht hinter ihm.

Sie starrte nach vorn zur »Nebelwand«, die zu einer unüberwindlichen Mauer für sie geworden war. Nur eine Halluzination?

Sie brachte es nicht fertig, ihren Blick fest auf diese Mauer zu fixieren. Es gab zu viele Dinge rundum, die sie immer ablenkten.

Da war es das Gurgeln und Blubbern in einem der nahen Lavaseen… da war es ein Schatten oder loderndes Aufflackern irgendwo in ihrer Nähe, das sie irritierte und zwang, den Blick zu wenden… da waren es die Flammensäulen, die nach ihrer »Geburt« aus dem Schoß der Erde hinter den mächtigen Rauchwolken verschwunden waren und einen geistigen Widerschein darstellten…

Jetzt erreichten sie den Nebel.

Phillip streckte sofort beide Hände aus, um damit zu demonstrieren, daß es überhaupt keine Probleme gebe, diese Wand zu teilen.

Er mußte sich eines Besseren belehren lassen.

Dies war kein Nebel. Susan hatte recht. Hart und kalt – wie polierter Marmor – war die Wand, die sich endlos vor ihnen am Horizont ausdehnte und die Grenzlinie bildete zwischen der »normalen« Welt und diesem Reich dahinter…

Phillip ballte die Fäuste. »Das Ganze ergibt keinen Sinn«, bemerkte er rauh. »Man hält uns hier fest – alles zumindest weist darauf hin.

Aber man hält doch nur jemand fest, wenn man etwas von ihm will… Ich begreife nicht…«

Er unterbrach sich abrupt.

Susan gab einen spitzen Aufschrei von sich. Sie umklammerte den Oberarm des Franzosen, als suchte sie einen Halt. In der gespenstigen, urwelthaften Umgebung loderten in ihrer unmittelbaren Nähe Flammen auf.

Sie kamen – wie ein Mensch, der auf zwei Beinen ging – auf sie zu.

Ein Geschöpf aus Feuer!

Susan Andrews sah zum ersten Mal in ihrem Leben eine Feuerbestie aus allernächster Nähe.

Die äußere Schicht der Gestalt war ein Schleier, ein Mantel, der sich in ständiger Bewegung befand. Rote und gelbe Flammen züngelten über einen kompakten Feuerkörper, der ganz genau in den Proportionen dem eines Menschen glich. Der Kern dieser Gestalt – Brust, Hals, Beine, Kopf und Arme – schienen aus geformter Lava zu bestehen. Die züngelnde Bewegung hinter dem äußeren Mantel erfolgte dort langsamer und träger.

Dies war nur eine Gestalt, die sich ihnen näherte. Aus dem Rauchvorhang dahinter aber lösten sich noch mehrere solcher Körper.

Sie bewegten sich mit erschreckender Schnelligkeit.

Ehe Susan und Phillip dazu kamen, die Flucht zu ergreifen – waren sie schon umzingelt.

Wohin hätten sie sich wenden sollen?

Mechanisch wichen sie zurück. Ihnen blieb nur der Weg an die »Nebelwand«.

Im Halbkreis vor ihnen waren die unheimlichen Fremden.

Susans und Phillips Bewegungsfreiheit war aufs äußerste begrenzt. Drei Schritte blieben ihnen – nach hinten. Dann standen sie mit dem Rücken zu jener undurchdringlichen Mauer, der man nicht ansah, aus welch geheimnisvoller Substanz sie gebildet wurde.

Die beiden Menschen starrten auf die Fremden, auf die Feuerbestien aus Kh'or Shan…

Die Luft – die ganze Zeit über schon heiß und stickig, wurde unerträglich zum Atmen.

Susan nagte an ihrer Unterlippe. Ihre Blicke irrten von einer Gestalt zur anderen. Sie war wie erstarrt unfähig einen klaren Gedanken zu fassen.

Da verharrten die Feuergestalten. Bis auf eine.

Die löste sich – und kam direkt auf sie zu!

Wie hypnotisiert richteten sich die aufgerissenen Augen des braunhäutigen Mädchens auf das Fremde, Unfaßbare, Unheimliche, das Schritt für Schritt näherkam.

Aus allernächster Nähe sah sie erst, wie fein der Schleier aus rasch

sich bewegenden, roten und gelben Flammenzungen war, der den kompakten Kern des Menschlichen Körpers ständig umkreiste.

»Neiiinnn!« Susans Stimme gelte an Phillips Ohren. »Phillip! Der Sinn unserer Gefangenschaft… er wird mir klar… diesen Mann… sehen Sie ihn sich doch an!« Die Worte sprudelten nur so über ihre Lippen.

Der Franzose konnte diesen Mann nicht kennen, der sich ihnen näherte, der in dieser Sekunde auf Tuchfühlung vor Susan Andrews stand.

Dieser Mann war…

»Mike!« Mit schriller, sich überschlagender Stimme schrie das junge Halbblut nur dieses eine Wort.

Die Feuerbestien machten Menschen – zu ihresgleichen. Sie waren gekommen, um auch Susan und Phillip zu holen…

*

In dem einstmals verträumten Fischerort Marbella, in den sich seit Jahren ein immer größer werdender Touristenstrom ergoß, ahnte niemand etwas von den Dingen, die sich tausende von Meilen entfernt im Pazifischen Ozean abspielten.

Ahnte wirklich niemand etwas? Gab es hier in diesem Dorf mit den romantischen Winkeln und Gassen nicht etwas Fremdartiges, Unbekanntes, das zumindest er zu spüren glaubte?

Rani Mahay war sensibel.

Als er die alten, ausgetretenen Sandsteintreppen zu der kleinen Hotelpension »San Christoban« emporstieg, wurde der Inder das Gefühl nicht los, daß etwas in der Luft lag.

Die Hotelpension lag noch im ehemaligen Zentrum Marbellas und hatte nichts mit den Bungalows und Appartementwohnungen außerhalb zu tun, die sich wie Trabanten um den Ort gruppierten.

Das »San Christoban« war einfach, aber sauber. Ein alter, hoher Schrank und eine gewaltige, handgeschnitzte und bemalte Truhe, sowie riesige Kübel, die mit leuchtenden Blüten gefüllt waren, fielen dem Besucher zuerst ins Auge, als er die kleine Vorhalle betrat.

Die Wände waren frisch mit weißer Farbe getüncht. Das ließ die ebenfalls frisch gestrichenen, braunen Deckenbalken und Holzvertäfelungen in der Ecke des Raums, wo man die kleine Rezeption eingerichtet hatte, noch stärker zur Geltung kommen.

Der alte Portier trug einen silbergrauen Anzug mit aufgesetzten Schulterstücken, die mit Goldlitzen umrahmt waren. Er trug eine Schirmmütze mit den goldenen Initialen SC – »San Christoban«.

Der Mann hinter der flachen und schmalen Rezeption war schätzungsweise Mitte Sechzig.

Er hob den Blick von der Zeitung und sah den Besucher an.

»Buenos dias, Senor«, grüßte Mahay.

»Buenos dias«, erklang es zurück.

Der alte Portier lächelte. Plötzlich gefror dieses Lächeln auf seinen Lippen.

Mahay entging die blitzschnelle Veränderung nicht, die der Mann hinter der Rezeption sofort zu überspielen versuchte, als er erkannte, daß dem Besucher das flüchtige Zusammenzucken nicht entgangen war.

»Sie wünschen, Senor?« spielte er seine Freundlichkeit wieder hervor. »Sie haben – kein Gepäck?« Sein Blick wanderte zu den leeren Händen Ranis.

»Richtig, Senor. Ich beabsichtige nicht, längere Zeit zu bleiben. Ich bin nur auf einen Besuch hier. In Ihrem Haus hält sich ein Freund von mir auf. Davon hab' ich zufällig gehört. Es ist Professor Merthus.«

Der Portier nickte sofort. »Si, Senor.«

»Ich bitte Sie, mich bei ihm anzumelden, Senor. Um diese Zeit hält er sich bestimmt auf seinem Zimmer auf.«

Der Portier rückte die Schirmmütze zurecht. »Da muß ich Sie enttäuschen, Senor. Tut mir leid. Professor Merthus ist nicht im Haus.«

Rani zeigte sich überrascht. »Aber das kann nicht sein. Man hat mir ausdrücklich gesagt, daß er während seiner Vortragsreise hier im ›San Christoban‹ untergebracht sei.«

»Das ist richtig, Senor. Ich meinte, daß Professor Merthus im Moment sich nicht im Haus aufhält…«

Dem Inder kam es so vor, als ob der Mann hinter der Rezeption seine Worte sehr genau wähle.

»Aber er hat doch bestimmt hinterlassen, wann er zurück sein wird?«

Rani war überzeugt davon, daß ein eventueller Spaziergang um diese Zeit nicht allzu lang dauern könne.

Merthus hatte eindeutige Beweise dafür ans Tageslicht befördert, daß es das legendäre Atlantis, an dem Björn Hellmark und sein Kreis sowieso niemals gezweifelt hatten, wirklich gegeben hatte. Vergleichende Funde hatten darüber hinaus eindeutig einen Zusammenhang zwischen den Ereignissen auf Atlantis und Xantilon ergeben. Gerade diese Tatsache war es, die Björn Hellmark seinerzeit veranlaßte, den Kontakt zu dem Wissenschaftler aufzunehmen.

Merthus war ein Kenner alter Sprachen, und als solcher prädestiniert ein wahrer Helfer zu sein, wenn es darum ging, die verschlüsselten Texte im »Buch der Gesetze« zu entziffern.

Dank seiner Hilfe und seines großen Einsatzes war es gelungen, einen Teil der Hinweise, die für Hellmark lebenswichtige Bedeutung gewonnen hatten, in eine vernünftige, verständliche Sprache zu

bringen.

Hieroglyphenähnliche Zeichen aus dem ehemaligen Atlantis zeigten erstaunliche Ähnlichkeit mit Darstellungen aus dem versunkenen Xantilon. Merthus hatte das erste Eis der Geheimnisse gebrochen, in die Björn Hellmark einzudringen, hoffte.

Der alte Professor und Björn waren Freunde geworden.

Nach den sich überschlagenden Ereignissen, die Hellmark in andere Dimensionen, Parallelwelten und Jenseitsreiche verschlagen hatten, war der Kontakt zwischen ihm und Merthus notgedrungenerweise etwas dünner geworden. Hinzu kam, daß Björn durch einen Aufenthalt in der Vergangenheit der Erde – in Xantilon – Gelegenheit gehabt hatte, die Sprache der dortigen Bewohner zu studieren, und damit seine eigene Erinnerung an sein erstes Dasein zu verstärken.

Zahlreiche Passagen, an denen die beiden Männer sich monatelang die Zahne ausgebissen hatten, waren nach Hellmarks Rückkehr aus der Vergangenheit Xantilons plötzlich verständlich geworden.

Aber noch immer blieben, viele Rätsel.

Von Fall zu Fall gelang es Björn – ohne irgendwelche erkennbaren Vorzeichen – plötzlich eine Textstelle zu verstehen, die bis zu diesem Zeitpunkt für ihn verschlüsselt gewesen war. Außer diesen Vorgängen, die Björn auf seine Erinnerungen als Kaphoon zurückführte, besaß Merthus nach wie vor entscheidende Kopien des »Buches der Gesetze«, um damit Übersetzungsversuche und vor allem Vergleiche zu anderen Fundstücken anzustellen.

Eines hatte sich ganze deutlich herauskristallisiert: die Texte im »Buch der Gesetze« gingen auf wirkliche, geschichtliche Ereignisse und die Weissagungen von Propheten und Priestern zurück, die die Zeiten in Xantilon miterlebt hatten.

Je früher und umfassender Björn Einblick in diese Ereignisse und Weissagungen erhielt, desto gezielter konnte er seine Kräfte gegen die Mächte der Finsternis einsetzen, die von Molochos geleitet wurden.

Molochos war der große Widersacher, der Initiator des Untergangs von Xantilon. Seine tragische Verkettung an Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin, hatte Unheil über Millionen unschuldiger Menschen gebracht. Die Weissagungen und Hinweise im »Buch der Gesetze« waren bedeutsam für den Kampf, der sich jetzt, in der Gegenwart der Erde, erneut am Firmament abzeichnete.

Durch die entschlüsselten Texte hatte Björn unter anderem eine Menge über das Wirken und Wesen des Molochos', des ehemals schwarzen Priesters auf Xantilon, erfahren. Er wußte, welche Rolle die sieben Augen des schwarzen Manja spielten, die zum Erscheinungsbild des merkwürdigen, als heilig verehrten Vogels gehörten. In Teilen vieler Welten – ob in dieser oder einer anderen Dimension – hatte man

zu Zeiten des Glücks und der absoluten Harmonie mit der Welt und der Schöpfung den rätselhaften Vogel beobachten können. Auch in der Fabel um Xantilon rankten sich viele Geschichten um den schwarzen Manja. Es hieß, daß Hellmark sieben Augen erobern müsse, von denen er inzwischen drei gefunden hatte. Die Augen waren faustgroße, rubinrote Kristalle, die Björn in seinem Refugium, der Geisterhöhle auf Marlos, unter seinen Trophäen aufbewahrte.

»Leider nein, Senor«, erwiderte der Portier auf Rani Mahays letzte Worte. »Das hat er nicht… allerdings…«

»Ja, Senor?« hakte Rani nach. »Mein Gespräch mit Professor Merthus ist äußerst dringend. Ich habe ihm die Botschaft eines Freundes zu überbringen.«

»Der Professor hat mich wissen lassen, wo er sich aufhält. Bitte – wie war doch Ihr Name?«

»Ich heiße Rani Mahay. Professor Merthus weiß sofort Bescheid.«

Der Portier nickte. Er machte plötzlich einen sehr dienstbeflissenen Eindruck. »Bitte, Senor, nehmen Sie doch Platz – dort, in dem kleinen Aufenthaltsraum. Ich werde versuchen, den Professor anzurufen, wenn Ihnen das recht ist…«

»Aber natürlich.«

Von der winzigen Eingangshalle aus führten drei Marmorstufen in einen nicht minder großen Aufenthaltsraum, in dem zwei runde Tische standen und bequeme Polstersessel.

Der schmale Durchlaß wurde von einem schweren Samtvorhang drapiert.

Rani nahm am vordersten Tisch Platz. Von hier aus konnte er in einen quadratischen Innenhof sehen, in dem hinter einer umlaufenden Pergola mehrere Tische standen. Es handelte sich um eine der Hotelpension angeschlossene Bodega, in der abends der Betrieb bei Sangria und andalusischer Musik begann.

Auf der anderen Seite konnte er durch den Türeingang, den er eben passiert hatte, die linke Hälfte der kleinen Hotelhalle überblicken.

Wenn er sich ganz weit nach vorn beugte, dann erhaschte er einen Zipfel der holzvertäfelten Rezeption.

Das Verhalten des alten Portiers gefiel ihm nicht. Rani Mahay hatte ein feines Gefühl für solche Dinge…

Angespannt achtete er auf die Geräusche.

Das Telefon wurde bedient. Deutlich war das Drehen der Wählscheibe zu vernehmen.

Pause…

Dann die leise, verhaltene Stimme des Hotelportiers. »Ich sollte… melden…«, er sprach so leise, daß Rani nur Gesprächsfetzen mitbekam. »Hat sich… nach… erkundigt… hm… ja… ich warte… es

eilt…« Mit diesen Worten klappte leise eine Tür ins Schloß. Der Portier war offensichtlich in einen hinter der Rezeption liegenden Raum gegangen.

Rani Mahay erhob sich lautlos und beugte sich nach vorn, um einen Blick über die Vorhanggrenze hinaus zu werfen.

Er hatte sich nicht getäuscht. Die Rezeption war leer. Die Telefonschnur führte unter einer schmalen Tür in einen Nebenraum, in den durch ein kleines Fenster die Sonne schien. Der Schatten des alten Mannes bewegte sich in der Nähe der Türritze.

Leises Murmeln. Unmöglich, auch nur ein einziges Wort zu verstehen.

Aber Mahay hatte bereits genug gehört. Es gab keinen Zweifel, es ging um seinen Besuch.

Mysteriös…

Der Inder huschte schnell wieder in den Aufenthaltsraum, als die Klinke herabgedrückt wurde.

Betont leise stellte der Portier das Telefon wieder auf seinen alten Platz zurück und räusperte sich.

»Hallo, Senor!« wurde Mahay gerufen.

»Si?« Der breitschultrige, muskelbepackte Mann mußte sich ducken, um durch den niederen Türeingang zu kommen. »Haben Sie etwas erreicht?«

Der Portier machte ein Pokergesicht. »Wie man’s nimmt, Senor. Ich habe eine Nummer angerufen, die mir Professor Merthus hinterlassen hat für den Fall, daß mal etwas Besonderes sein soll. Und Ihr Besuch – so scheint es – ist ja etwas Besonderes. Ich habe Professor Merthus nicht persönlich erreicht. Mein Gesprächspartner hat mir jedoch versichert, ihm sofort eine Nachricht zukommen zu lassen. Soweit ich seinen Worten entnehmen konnte, hat der Professor im Augenblick eine Besprechung mit einem anderen Wissenschaftler.«

Das hörte sich ganz plausibel an. Dennoch war Rani Mahay davon überzeugt, daß sein Gegenüber ihm die Wahrheit verschwieg.

»Der Mann, den ich angerufen habe, Senor, wird sofort wieder zurückrufen. Bitte gedulden Sie sich zwei oder drei Minuten. Länger kann es auf keinen Fall dauern…«

Es dauerte länger. Es dauerte zehn Minuten.

Hier stimmte etwas nicht…

Mahay hätte einfach davongehen und behaupten können, daß ihm das Warten zu lang wurde. Unter irgendeinem Vorwand hätte er auch einfach eine Nachricht für Merthus hinterlassen können. Doch damit war das Problem nicht aus der Welt geschafft. Es war unbedingt eine Begegnung erforderlich. Hellmark legte allergrößten Wert darauf.

Er ließ sich ein Glas Sangria und ein Schäfchen mit Eiswürfeln geben. Lustlos rührte er in der roten Brühe.

Da schlug das Telefon erneut an.

Seit dem ersten Anruf des Portiers war eine Viertelstunde vergangen.

Sofort nach dem ersten Klingelzeichen nahm der Mann hinter der Rezeption ab. »Ruege, Hotel ›San Christoban‹… ah, si, Senor… das ist richtig… ich hatte auf Ihren Anruf gewartet. Gut, wunderbar… si, ich werde es ihm ausrichten. Grazias.«

Er legte auf und wandte sich dem wartenden Rani Mahay zu. »Sie haben Glück«, der Mann spielte seine Rolle ausgezeichnet. Er wirkte erleichtert und zufrieden. »Professor Merthus hat sich gemeldet. Er kommt sofort. Man hat mich gebeten, Ihnen die Schlüssel seines Zimmers auszuhändigen. Sie sollten es sich dort gemütlich machen und auf ihn warten. Er ist bereits unterwegs. Es kann höchstens noch zehn Minuten dauern, bis er hier eintrifft. Manchmal haben die Taxis es schwer, durch die verstopften Straßen am Strand zu kommen…« Er lachte.

Mit diesen Worten nahm er den Schlüssel vom Haken und reichte ihn Rani Mahay über die Theke.

Der Inder nahm den Zimmerschlüssel entgegen. Er trug die Nummer 203.

»Das liegt im zweiten Stockwerk, Senor. Wenn ich Sie begleiten soll…«

Rani winkte ab. »Das ist nicht nötig, grazias. Ich find’ mich schon allein zurecht. Vielen Dank für Ihre Bemühungen, Senor!«

Mahay stieg die gewundene Treppe nach oben.

Die Nachdenklichkeit wich nicht von ihm. War sein Verdacht unbegründet? Bildete er sich etwas ein? Hing es damit zusammen, daß plötzlich Dinge in Erscheinung traten, die Björn offensichtlich irritierten, weil sie unzeitgemäß waren.

Er würde bald mehr wissen. Er nahm sich vor auf der Hut zu sein…

Als er um die Treppenbiegung verschwand, öffnete sich wie durch Zauberei die schmale Tür hinter der Rezeption.

Eine Frau mit einem starken Busen, der von einer weißen Kittelschürze eingeengt wurde, erschien auf der Schwelle. Die Frau hatte schwarzes, streng gescheiteltes, nach hinten gekämmtes und im Nacken zusammengebundenes Haar.

Sie nagte nervös an ihrer Unterlippe. »Ist er weg?« wisperte sie kaum hörbar.

Der Portier legte rasch den Finger an den Mund und nickte. »Si«, entgegnete er nur.

Schweigen. Sie lauschten beide den sich entfernenden Schritten des Besuchers.

»Bist du dir ganz sicher?« fing die Mollige wieder zu sprechen an.

Sie hatte ihre Stimme gesenkt, so daß gerade der Portier sie verstehen konnte. »Ist es wirklich kein Irrtum? Ich darf nicht daran denken, was für Unannehmlichkeiten es nach sich zieht, wenn du dich getäuscht hast…«

»Unsinn! Ich weiß, was ich gesehen habe. Dieser Mann – ist einer der Fremden, die in den vergangenen Tagen mehrmals hier gewesen sind, ehe das mit dem Professor geschah…«

*

Er suchte umgehend die Geisterhöhle auf.

Hohl klangen seine Schritte durch die ewige Dämmerung der Höhle, die sich zu einem tempelartigen Saal erweiterte. Pyramidenförmig stiegen schmale Marmorstufen vor ihm in die Höhe. Auf ihnen standen zahlreiche steinerne Throne, die mit fremdartigen Namen versehen waren. Die steinernen Sitze waren nicht leer – bis auf einen ganz oben auf der Spitze der Treppenpyramide.

Auf den Stufen, die nach oben führten, wurde Björn Hellmark von den Skeletten auf den Thronen flankiert. Dies waren die knöchernen Überbleibsel jener Priester und Weisen, die einst in dem hochzivilisierten Xantilon eine besondere Rolle spielten. Als der Untergang nicht aufzuhalten war, zogen die sich in eine Höhle zurück, wo sie von den finsteren Mächten nicht erreicht und vernichtet werden konnten. Die Weisen und Priester waren hierher gekommen, um zu sterben. Über den Tod hinaus aber hielten sie – jeder für sich – eine Botschaft für Björn Hellmark bereit, der in einem früheren Leben Kaphoon war und wiedergeboren werden sollte. Dies war auch geschehen. Mißlungen war leider durch den massiven Einsatz von Molochos und seinen Dienern die Weitergabe entscheidender Botschaften an Hellmark. Ehe er den Ruf Xantilons vernahm, waren zwanzigtausend Jahre vergangen – und über zwanzigtausend Jahre hinweg hatte man die Nachrichten in Sicherheit für ihn aufbewahren können. Im Augenblick der Freigabe jedoch wurde er daran gehindert, anwesend zu sein, um das entgegenzunehmen, was ihm gehörte. So waren ihm ur Bruchstücke eines Geheimnisses bekanntgeworden…

Zu diesen gehörte, daß auch er eines Tages als Sterbender hierher in diese Höhle zurückkehren würde. Wann und unter welchen Umständen sich das abspielen sollte, lag hinter dem Schleier der Zukunft verborgen.

Vor zwanzigtausend Jahren hatten die hier Unterschlupf findenden Priester und Weisen einen Thron mehr erstellt, als sie selbst benötigten. Dieser Thron hatte bis in den letzten Stunden vor Hellmarks Ankunft im Sockel noch nicht seinen Namen getragen. Von Geisterhand geschrieben waren die Buchstaben schließlich aneinander

gereiht worden, und ergaben seinen Namen.

Björn eilte die Stufen nach oben.

Hier oben bewahrte er in einem speziellen Behälter das »Schwert des Toten Gottes« auf, in einer kleinen, mit Samt ausgeschlagenen Truhe, die drei faustgroßen, rubinroten Kristallaugen des schwarzen Manja, die Dämonenmaske, den Trank der Siaris und – Velenas Armreif. Jede dieser Trophäen erinnerte ihn an ein großes Abenteuer und war zu einem wichtigen Meilenstein auf dem Weg zum Thron des Dämonenfürsten Molochos oder gar zur Dämonengöttin Rha-Ta-N'my geworden, die sich beide die Vernichtung der Menschheit, die Eindämmung ihrer Freiheit und vor allem auch die Beherrschung der zwölf Totenreiche, die es nach dem Sterben gab, auf ihr Panier geschrieben hatten.

Björn öffnete den Behälter, der an einen Geigenkasten erinnerte. Funkelnd und frisch, als hätte es gerade die Hand eines Schmiedemeisters verlassen, lag das Schwert des Toten Gottes darin. Der kostbar geschmiedete Griff mit den seltenen Steinen funkelte in einem verwirrenden, einmaligen Licht, als ob hier das Strahlen tausender Sonnen eingefangen wäre.

Er gürtete sich das Schwert um und griff nach dem kleinen Ledersäckchen, das in einer Ecke des steinernen Thrones lag. In ihm verstaute er das Fläschchen mit dem Trank der Siaris. In seine rechte Hosentasche steckte er jenes knisternde Stückchen Stoff, das aussah wie ein zusammengefalteter Damenstrumpf. Dies war die Dämonenmaske, mit der es eine besondere Bewandtnis hatte. Er schob den Armreif von Velena über sein Handgelenk.

Björn Hellmarks Gesicht war ernst und verschlossen.

Das Erlebnis auf dem Eiland stellte ihn vor ein Rätsel. Es zeigte gleichzeitig die Bedrohung, die nicht nur ihm galt.

Wen das Ganze keine Halluzination war, kein Trugbild durch Molochos oder einen seiner Diener – und er zweifelte nicht daran, daß er die Wirklichkeit erlebt hatte – dann begann mit dem Auftauchen von Kh'or Shan etwas vollkommen Neues. Zu einem unerwarteten, für ihn ungünstigen Zeitpunkt. Denn viele ungeklärte Dinge, die er begonnen hatte, mit denen er auf irgendeine Weise in Kontakt gekommen war, harrten ihrer Lösung.

Er mußte sich informieren über die Wichtigkeit dieser neuen Ereignisse. Die Textschlüssel im »Buch der Gesetze« ließen keinen Zweifel daran aufkommen, daß mit dem Erscheinen von Kh'or Shan ein Tor in eine Dimension aufgestoßen wurde, die ihm bisher nicht bekannt war und die Großes bedeutete.

Kh'or Shan – das war das Land, von dem – wie bei einem Eisberg – nur die Spitze zu sehen war. Als auf Xantilon noch das Leben seinen normalen Rhythmus entfaltete, stand die Insel Kh'or Shan schon im

Mittelpunkt schrecklicher Ereignisse. Aus ihm vertrauten Textstellen, die ihm unerwartet klar wurden, wußte er, warum seinerzeit auf Xantilon so viele Menschen verschwanden, deren Verbleib nie geklärt werden konnte. Es war richtig, daß das Verschwinden mit den Aktivitäten der schwarzen Priesterschaft zusammenhing. Abenteurer- und Forschergruppen verließen Xantilon, um das Geheimnis des winzigen Eilands, das wie ein Wall einige Meilen von dem Inselkontinent entfernt lag, zu untersuchen. Auch sie kehrten nicht zurück. Wirkten die Kräfte, die seinerzeit zahllose Menschen in ihren Bann zogen, auch heute nach über zwanzigtausend Jahren noch?

Das spurlose Verschwinden, auch vieler Menschen heutzutage, war auf dämonische Aktivitäten zurückzuführen. Am eigenen Leib schon hatte Björn es verspürt, was es bedeutete, in einem jenseitigen Reich oder einer parallelen Welt gefangen zu sein.

Über Kh'or Shan wußte man nicht mehr als durch die Gerüchte und Vermutungen. Mit Xantilon war seinerzeit das winzige Eiland verschwunden, ohne daß je sein wirkliches Geheimnis enträtselt worden wäre. Die Gerüchte besagten, daß Kh'or Shan ein Tor war, das in eine unendliche, unüberschaubar große Welt führte. Nur so war es verständlich, daß auf einer scheinbar winzigen Insel Hunderte und Aberhunderte von Menschen hatte verschwinden können, ohne daß man jemals über deren Schicksal etwas Näheres aussagen konnte.

Er ließ seinen Zweitkörper Macabros entstehen.

Die haargenaue Kopie seines Doppelkörpers stand neben ihm wie ein Zwillingsbruder, ebenso angezogen, ebenso aussehend. Auch das Schwert und all die anderen Utensilien hatten sich automatisch mit verdoppelt.

Björn und Macabros berührten einander nur kurz an den Händen. Das erzeugte den Spannungsbogen. In der nächsten Sekunde lösten sich beide aus dem dreidimensionalen Raum. Der Übergang von hier aus der Geisterhöhle bis zu jenem Punkt, wo Macabros sich vorhin aufgehalten hatte, währte nur die Länge eines Gedankens.

Björn und Macabros erreichten das winzige und dampfende, nach Ruß und Lava riechende Eiland, wo ein gewaltiger Feuerschein sich noch immer rund um die Insel im Wasser spiegelte.

Weit und breit war alles leer und verlassen. Eine öde, triste und bedrohliche Welt! Nicht größer als mehrere hundert Meter lang und mehrere hundert Meter breit.

Björn und Macabros trennten sich. Unabhängig voneinander konnte Hellmarks Doppelkörper jederzeit an jedem beliebigen Ort der Welt fungieren.

Die eine Hälfte der Insel vor der rätselhaften Nebelwand und die Bucht, in der er die Geisterstimmen und die seltsamen Bilder wahrgenommen hatte, waren von Dampf umhüllt. Der Boden war

warm, hart und felsig und wies an einigen Stellen Spuren von Vegetation auf. Weiter links, hinter einem bizarren Hügel, wo Macabros sich einen Eindruck über das Eiland machte, war die Insel glutflüssig und bestand nur aus Lavaseen, die im Meer verhärteten wie flüssiges Blei, das plötzlich mit Wasser in Berührung kam.

Dahinter befand sich der Vulkankegel, aus dem sich gewaltige Rauchwolken lösten und hin und wieder ein Spritzer glutflüssiger Gestein kann.

Die Erde bebte und grollte nicht mehr. Die Tätigkeit des neu aus dem Meeresgrund aufgestiegenen Vulkans war auf ein Minimum herabgesunken.

Auf Grund der Wahrnehmungen, die er direkt und durch Macabros machte, konnte Björn sich ein genaues Bild über das Aussehen und den Umfang dieser Insel machen.

Sie war wirklich nicht größer als hundert Meter im Quadrat.

Dadurch daß etwa im vorderen Drittel des Eilands der Boden anstieg und dann nach hinten sanft wegkippte, war zu erklären, daß der Lavastrom sich hauptsächlich auf der anderen Seite der Insel befand. Von hier aus war der Ausbruch erfolgt. Der wie ein Pilz auf dem Meeresboden gewachsene Vulkankegel und die von ihm herausgeschleuderte Lava hatten sich nahtlos mit dem alten Inselteil verbunden und ihn erweitert.

Dieser winzige Fleck Erde – ein Staubkorn in der Weite des Pazifiks – war niemals jemand aufgefallen.

Hellmark brauchte nur wenige Augenblicke, um Erkenntnisse über seine Umgebung zu sammeln, die er unbewußt mit dem rätselhaften Kh'or Shan in Zusammenhang brachte, das in der Vergangenheit eine undurchsichtige Rolle spielte.

Was war aus dem Mann geworden, der vor Schreck in die Nebelwand gepackt worden war?

Als Macabros hatte er nicht helfen können. Dies war ein Novum.

Er löste seinen Doppelkörper auf. Das Schwert in der Rechten, schritt er in die Nebelwand, die für seinen Körper aus Fleisch und Blut nun keinen Widerstand entgegensetzte.

Die milchigen Schleier umwogten ihn. Björn Hellmark war einzige, gespannte Aufmerksamkeit und darauf gefaßt, in dem Moment mit einer Gefahr konfrontiert zu werden.

Der Nebel lichtete sich…

Da sah er die Feuermenschen.

Im Halbkreis rückten sie näher.

Links von ihm – nur wenige Schritte von seinem Standort entfernt – standen zwei Menschen. Ein Mann und eine Frau. Der Mann war in eine einzige Flammenwand gehüllt und schien in dieser Sekunde mit der Feuerbestie eins zu werden.

Flammenzungen loderten auch über die braune Haut der Frau, die verzweifelt um sich schlug und schrie. Aber es waren keine Schmerzensschreie. Es waren Schreie panischen Entsetzens.

Die Feuerbestien aus Kh'or Shan!

Er wußte einfach, daß sie es waren… Erinnerung an seine ferne Existenz als Kaphoon, der Namenlose… der Sohn des Toten Gottes… schon einmal war Kaphoon mit den Feuerbestien zusammengetroffen…

Auch das wußte er, ohne sich im Detail an die schicksalsschwere Begegnung erinnern zu können.

Er warf sich nach vorn. Und er fragte sich, weshalb diese beiden Menschen zwar verzweifelte Anstrengungen gemacht hatten, sich gegen die Feuerbestien zur Wehr zu setzen – was von Anfang an eigentlich ein Kampf auf verlorenem Posten bedeutete – daß aber keiner den Versuch machte, einfach umzukehren und durch die Nebelwand in die entgegengesetzte Richtung zu fliehen?

Da durchflutete es seinen Körper siedend heiß, als ob seine Adern mit kochender Lava gefüllt wären.

Im Laufen streckte er die Hand zur Seite hin. Fast hatte er es erwartet, aber als es geschah, kam es doch überraschend für ihn. Die Nebelwand – war gar keine! Hart und kalt und marmorn war sie. Die »große Mauer«…

Für die Menschen, die auf unerklärlichen Wegen hierher verschlagen worden waren – gab es keine Rückkehr!

Es gab auch keine Rückkehr mehr für ihn…

Die Feuergestalten wichen zurück, als er auftauchte. Nur die eine nicht. Sie wollte das junge Halbblut umfassen. Es sah aus wie eine Umarmung. Da war Björn heran.

Er riß das Schwert empor und ließ es herabsausen.

Zwei Sekunden lang stand er dem Wesen aus loderndem Feuer gegenüber.

Ein Wesen, das Augen hatte wie glühende Kohlen, mit dem Gesicht eines Menschen, das aus flüssiger Lava geformt schien.

Das Schwert des Toten Gottes, das im magischen Feuer einer Esse einst in Xantilon von einem Könner geschmiedet worden war, klatschte mit der Breitseite voll gegen die Flammenbrust des Unheimlichen.

Es gab einen peitschenartigen Knall. Knisternd sprangen die Funken über, als ob elektrische Entladungen stattfänden.

Die Intensität des Gelb und des Rot im Innern der Flammen verstärkte sich. Die von dem Schwert des Toten Gottes getroffene Gestalt wankte zurück. Ihre Bewegungen wurden seltsam lahm und schwer.

Die Geschwindigkeit der oberen winzigen Flämmchen war

merklich herabgesetzt.

Drei, vier Sekunden lang hielt diese Wirkung an. Dann schien sich auf unerklärliche Weise die eben durch die Berührung mit der Klinge herabgesetzte Energie wieder aufzustocken.

Doch die drei, vier Sekunden genügten Hellmark um zu tun, was keinen Aufschub mehr duldete.

Das junge Halbblut schlug um sich. Feuer leckte über ihre Hände, über ihre Unterarme und griff rasch um sich.

Aber die Flammen waren nicht zu ersticken.

Im Sprung auf Susan Andrews zu riß Björn sie kurzerhand zu Boden und ließ im gleichen Moment seinen Doppelkörper erneut entstehen.

Er brauchte Rückendeckung.

Der Kreis der Flammenmenschen, in den er eingedrungen war, engte sich blitzschnell ein. Da waren sechs, sieben, acht Feuerbestien, die heraneilten.

Jetzt mußte Macabros eingreifen.

Die Waffenhand von Hellmarks Zweitkörper bewegte sich mit der Wucht und mit der Schnelligkeit eines Dreschflegels.

Björns Rezept war, seinen Zweitkörper so lange einzusetzen, bis er mit der Fremden aus den unmittelbaren Gefahrenbereich heraus war.

Es ging alles blitzschnell.

Björn riß Susan so zu Boden, daß sie nicht mit voller Wucht aufkam, und er sie mit seinem eigenen Körper sanft auffing. Dann rollte er die Fremde über den Boden. Die leckenden Flammenzungen hatten inzwischen ihre Oberarme erreicht. Einige Feuerspitzen zeigten sich auf ihren Hüften. Das Rollen über den Boden erwies sich als nutzlos.

Die Oberfläche ihrer Haut verwandelte sich weiter in tanzende, lautlose Feuerzungen, und es sah aus, als ob sie aus jeder einzelnen Pore hervorkriechen würden wie ein Wurm.

Die Flammen verbrannten den Leib nicht, den sie angriffen – sie verwandelten ihn.

Auf diese Weise wurde jeder, der auf die Insel geriet oder gelockt wurde, in den Bann der Feuerbestien gezogen. Die stärkten die eigenen Reihen damit.

Es mußte einen anderen Weg geben, sonst war die Fremde verloren. Vor seinen Augen würde sie sich in eine Feuerbestie aus Kh'or Shan verwandeln und im nächsten Augenblick nicht mehr ein bemitleidenswerter, hilfsbedürftiger Mensch sein, sondern ein Feind, der nur im Sinn hatte, auch ihn ins Verderben zu ziehen.

Peitschende und sirrende Geräusche von dem auf die Flammenkörper auftreffenden Schwert erfüllten die Luft. Macabros versuchte mehr als einmal einen der sich ihm Nähernden zu

durchbohren. Es ging nicht. Die Klinge stieß wie gegen einen gehärteten, rot glühenden Metallkern, und das verursachte stets diesen klirrenden, hellen Laut, der sich in Ultraschallhöhen verlor.

Macabros rochierte ständig. Die Feinde waren nicht zu besiegen – sie waren nur für wenige Augenblicke zu lähmen und aufzuhalten. Dann waren sie wieder voll aktiv und kamen näher. Sie versuchten ihn zu umgehen und Hellmark zu erreichen, von dem aus dieser Doppelkörper gesteuert und aktiviert wurde.

Diese unheimlichen Flammengestalten hatten erstaunlich schnell begriffen, daß der eine mit dem anderen zu tun hatte. Offenbar hing dies damit zusammen, daß es während des Kampfes mit dem Schwertträger und den Feuerbestien schon mehr als einmal zu einem direkten Kontakt zwischen beiden gekommen war. Dabei zeigte sich, daß die Flammenzungen zwar den Körper erfaßten, sich aber nicht auf ihm entwickeln konnten.

Ein eindeutiges Zeichen dafür, daß dieser Mann nicht aus organischer Substanz bestand.

Immer wieder schlug Macabros die Andrängenden zurück. Für Hellmark holte er im wahrsten Sinne des Wortes damit wertvolle Sekunden heraus. Aber die Übermacht wurde erdrückend.

Mit Erschrecken mußte er mitansehen, wie aus den Tümpeln, aus Löchern und Spalten der dampfenden, kahlen Erde Flammensäulen emporstiegen und menschliche Gestalt annahmen. Rasend schnell eilten die Neuankömmlinge heran. Die Feuerbestien standen auf geheimnisvolle Weise lautlos untereinander in Verbindung.

»Retten Sie sich!« Susan Andrew’s Stimme gellte an Hellmarks Ohren. »Laufen Sie… das Feuer, es wird auch Sie…«

Trotz der sich zuspitzenden Situation dachte er nicht daran, aufzugeben. Das Feuer widersetzte sich seiner natürlichen Bekämpfung. Es war nicht natürlichen Ursprungs.

Es war kein Element, wie man es auf der Erde kannte.

Daraus zog er die Konsequenz.

Er ließ das Schwert einfach zu Boden gleiten. Leise klirrend kam es neben ihm zu liegen. Susan rollte sich verzweifelt von ihm weg. Die Flammen traten aus ihren Oberschenkeln.

Ihr Gesicht wirkte nicht schmerzverzerrt. Das wertete Björn als ein Zeichen dafür, daß er mit seiner Vermutung richtig lag, daß die Fremde sich davor graute so zu werden wie die Feuermenschen.

Der blonde Mann mit den blauen Augen und dem abenteuerlichen Gesicht eines Wikingers öffnete mit einem einzigen Griff den Lederbehälter, den er am Gürtel trug. Wie durch Zauberei hielt Hellmark plötzlich das verkorkte Fläschchen mit dem Trank der Siaris in den Fingern.

Es war ein Versuch, mehr nicht. Aber es war eine Chance. In einer

ähnlich ausweglosen Situation hatte diese rätselhafte Flüssigkeit aus den Händen eines Priesters ihm schon mal einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Damals ging es um das Schicksal Carminias. Sie war durch dämonische Gewalt in eine fürchterliche, überdimensionale Spinne verwandelt worden. Durch den Trank, der ihm noch ganz andere Möglichkeiten eröffnete, wenn er ihn nicht leichtfertig einsetzte, war Carminias Leben gerettet worden.

Mit der Hand, die das Fläschchen hielt, machte er eine ruckartige Bewegung.

Die Flüssigkeit hemmte dämonische Auswirkungen. Wenn das Feuer dämonischen Ursprungs war.

Die Bilder sprachen für sich!

Susan Andrews wurde nur von einigen wenigen Tropfen getroffen. Doch das reichte. Es schien als ob sie im gleichen Augenblick von einem Schwall unsichtbaren Wassers von Kopf bis Fuß überschüttet werde, denn alle Flammen erstickten in diesem Moment gleichzeitig.

Die junge Jazzsängerin aus Honolulu lag wie ein Brett auf dem Boden. Sie wagte nicht zu atmen, und nur ihre großen, dunklen Augen bewegten sich irritiert hin und her.

Dann richtete sie sich plötzlich auf. Sie sprang auf die Beine. Dies alles ereignete sich so schnell, als ob unsichtbare Hände sie emporreißen würden.

Fassungslos blickte sie an ihrem Körper herab, der nicht ein einziges Wundmal aufwies, obwohl doch eben noch…

Da verdrehte sie die Augen. Sie knickte seitlich weg und wäre wie ein Sack zu Boden gestürzt, hätte Hellmark sie nicht rechtzeitig aufgefangen. Der Körper des braunhäutigen Mädchens wurde schlaff. Ihre Arme baumelten an den Seiten herab.

Rundum glühendes, gespenstisches Leuchten. Vierzig, fünfzig, sechzig -Feuerbestien näherten sich wie eine Flammenwand den Menschen.

Es war auch Macabros nicht möglich so schnell zu agieren, daß er jeden einzelnen der Angreifer unter Kontrolle halten konnte.

Macabros selbst war umzingelt. Flammenbände streckten sich nach ihm aus. Macabros schlug zu. Sirrendes Klingen umschwirrte Schwert und Feuergestalten. Die Bestien versuchten Hellmarks Doppelkörper zu Boden zu reißen, da löste Björn einfach Macabros auf. Im Schwung prallten die Feuergestalten aneinander. Es krachte, als ob jemand glühendes Gestein an eine Felswand klatsche.

Rundum Feuerbestien. Es war ausgeschlossen in diesem Moment, unter diesen Umständen, gegen die Übermacht anzutreten.

Es gab ein Geheimnis um sie. Das Schwert des Toten Gottes erwies sich als nicht kompetent gegen diese Mächte des Bösen. Dies war ein

Novum.

Er mußte fliehen…

Es wurden immer mehr. Aus sechzig wurden siebzig, aus siebzig achtzig… Die Risse und Löcher in der Weite der Landschaft, die sich vor ihm ausdehnte, schienen einen unerschöpflichen Vorrat an Feuerbestien auszuspeien.

Einige kamen so weit von außen, daß er sie nicht mehr im Blickfeld hatte. Sie tauchten ein in die Nebelwand…

Nebelwand!

Wie eine kalte Hand krallte es sich in sein Hirn.

Sie war wieder durchlässig…

Er machte den Versuch – und prallte zurück. Sie war nicht durchlässig für ihn. Er war keine Feuerbestie…

Mit dem schlaffen, bewußtlosen Körper auf seinen Armen, der so leicht war wie eine Feder, ging er blitzschnell in die Hocke und griff nach dem Schwert auf dem Boden. Er ließ es in seinen Gürtel gleiten und wich dann einige Schritte seitwärts nach hinten. Die Welt um ihn herum schien ein einziges Flammenmeer zu sein.

Es dampfte und fauchte, die Flammen züngelten rund um ihn empor.

Mit der linken Hand berührte er den Armreif an seiner rechten. Er drehte ihn nur ganz kurz.

Der Erfolg kam sofort.

Wie ein Sturm ging es durch die Reihen der Feuergestalten, die unter einem eisigen Hauch plötzlich zu erstarren schienen.

Für ihn, Björn, hatte sich nicht das geringste geändert. Er sah die Welt, die Wesen und die Umgebung noch immer so wie die ganze Zeit über. Aber die anderen konnten ihn nicht mehr wahrnehmen.

Björn Hellmark und Susan Andrews auf seinen Armen wurden unsichtbar – denn auch über das Mädchen aus Honolulu wirkte sich das Tarnfeld aus, das der Ring aufbaute.

*

Die Erstarrung in den Reihen der Feuerbestien währte nur kurze Zeit.

Auch hier kam es durch irgendeinen, für ihn unerklärlichen, erstaunlichen Umstand zu einer schnellen Erkenntnis der Situation. Diese Wesen waren entweder superintelligent oder sie konnten Gedanken lesen und Sphären durchblicken, die den Sinnen eines Normalsterblichen für ewig verschlossen blieben.

Er war nicht einfach verschwunden, er war lediglich unsichtbar geworden und hielt sich noch an der gleichen Stelle auf, wie vor wenigen Augenblicken.

Die Gefahr war nicht gebannt.

Hellmark begann zu laufen. Geduckt rannte er zwischen den kleinen, bizarren Felsen in das Landinnere, um sich mehr von der »großen Mauer« zu entfernen. Instinktiv war ihm klar, daß man gerade in der Nähe dieser Mauer verstärkt nach ihm suchen würde.

Der rauhe, felsige Untergrund bot einen Vorteil. Wäre der Boden weich und sandig gewesen, dann hätte er auch als Unsichtbarer Fußspuren hinterlassen. Dies war hier zum Glück nicht der Fall.

Björn lief so schnell, wie es ihm der holprige Boden erlaubte. Er schlug Haken wie ein Hase, um die Suche nach ihm so schwierig wie nur möglich zu machen.

Er warf einen Blick zurück. Er sah das Heer der Feuerbestien zwischen einer weiten Reihe in der Nähe der »großen Mauer« sich formieren.

Es kam genau, wie er vermutet und befürchtet hatte. Die anderen wußten, daß er sich hier noch aufhalten mußte. Sie waren von der Sicherheit und Funktionstüchtigkeit dieser Menschenfalle unerschütterlich überzeugt…

Rund zweihundert Meter vor sich entdeckte er schemenhaft hinter ruhelos wirbelndem Dampf die Umrisse einiger mannshoher Felsen, die dicht beieinander standen und bizarre Gestalt aufwiesen.

Beim Näherkommen nahm er zahlreiche, große Löcher und Nischen wahr, die tief in den Felsen führten.

Der Zufall hatte ihn in eine Richtung bugsiert, die sich zum Segen für ihn auswirkte.

Ein Eingang lag genau zwischen den Felsen. Und in den schlüpfte er. Der war so niedrig, daß er tief in die Hocke gehen und sich dann nach vorn beugen mußte, um überhaupt in den Stollen zu gelangen.

Der riesige Pfad führte ein wenig in die Tiefe und endete in einer Mulde, die im Gestein eingebettet lag.

Von hier aus ging er nicht mehr weiter.

Björn verhielt sich leise und legte vorsichtig seine Last ab. Susan Andrews war noch immer bewußtlos.

Hellmark lauschte.

Totenstille…

Um die magischen Kräfte von Velenas Armreif nicht übermäßig zu strapazieren, drehte er ihn in die entgegengesetzte Richtung. Wäre ein heimlicher Beobachter in der Nähe gewesen, hätte er jetzt ein merkwürdiges Schauspiel verfolgen können.

Wie Geister aus dem Nichts tauchten Susan Andrews und Björn Hellmark in der Mulde auf. Ihre Leiber schälten sich aus dünnen Nebelschleiern, die sich immer mehr verdichteten und schließlich eine feste, normale Substanz annahmen. Die beiden Körper verließen das Tarnfeld des Unsichtbaren.

Björn warf einen Blick auf die Ohnmächtige. Es war gut, daß sie von alledem nichts mitbekam.

Er verließ lautlos wie ein Schatten die Mulde und kroch den Weg zurück, den er gekommen war, um den Eingang im Auge zu behalten.

Aus dem Dunkeln der Höhle spähte er nach draußen. Er nahm schwachen Feuerschein wahr, der sich in Intensität und Form ständig veränderte. In offenbar nicht allzu großer Entfernung zogen die Feuerbestien an ihrem Versteck vorüber.

Nun würde sich bald herausstellen, ob sie übernatürliche Sinne besaßen, ein Gespür für das Besondere hatten – oder ob sie sich durch »normale« Sinnesorgane informierten wobei noch da hingestellt blieb, was bei diesen Feuerbestien als normal anzusetzen war.

Björns Sinne waren zum Zerreißen gespannt. Er war darauf gefaßt zu reagieren, wenn sich durch Zufall oder gezielt eine oder eine ganze Gruppe der Unheimlichen ihrem Versteck näherte.

In diesem Fall mußte Velenas Armreif nochmal herhalten.

Er wagte kaum zu atmen, als fürchte er, schon durch dieses Geräusch die Unheimlichen heranzulocken, die nun in weiter Linie durch das bizarre Tal zogen.

Da erscholl der gellende Aufschrei.

Dieser Schrei kam von hinten aus der Höhle.

Susan Andrews!

Björn wirbelte herum. Eiskalt lief es ihm über den Rücken.

Was sich in der Mulde tat, in der er die bewußtlose und wieder erwachte Susan Andrews zurückgelassen hatte – das ließ selbst ihm, den in vielen Abenteuern Erfahrenen, die Haare zu Berg stehen…

*

Rani Mahay durchquerte den schmalen Korridor der Hotelpension »San Christoban«.

Ein dünner, fadenscheiniger Teppich lag unter seinen Füßen, der schon einige Jahrzehnte die Fußtritte aller Touristen und Gäste des Hauses ausgehalten hatte.

Die Fenster zur Straße waren quadratisch und winzig. Unter jedem Fenster standen riesige, unbemalte Tonvasen mit frischen Blumen.

Das Zimmer mit der Nummer 203 befand sich ziemlich am Ende des Ganges. Der Korridor selbst wurde hier zu einer Sackgasse und stieß an eine Zimmertür mit der Nummer 206.

Der Inder steckte gerade den Zimmerschlüssel ins Schloß, als es geschah.

Die Tür links neben ihm wurde aufgerissen. Mahays Kopf flog herum.

Da wurde auch die Tür am Ende des Korridors – das Zimmer

Nummer 206 – geöffnet. Zwei kräftige Männer stürmten mit gezogenen Waffen auf ihn zu.

Zwei Gegner auch links, ebenfalls bewaffnet.

Die Dinge spielten sich in Windeseile ab. Mahay wußte, daß er nicht die geringste Chance hatte, wenn er auch nur eine Zehntelsekunde verlor.

Der Inder mit der prächtigen Vollglatze ließ sich blitzschnell wie ein Stein zu Boden fallen und schwang sich gleichzeitig nach links auf die beiden Männer zu, die die Waffen auf ihn angelegt hatten.

»Stehenbleiben! Keine Bewegung!« scholl es ihm entgegen.

Da war Mahay schon an den Beinen der beiden. Ehe der eine sich versah, flog er in hohem Bogen durch die Luft, genau auf die beiden anderen zu, die in dieser Sekunde aus Zimmer Nummer 206 stürmten.

Der durch die Luft Fliegende wurde zum Geschoß.

Was sich dort in der Ecke des Korridors im einzelnen abspielte, dafür hatte Mahay keine Augen mehr.

Er sah nur noch, wie die Waffenhand des einen Gegners aus Zimmer Nummer 202 nach unten deutete. Auf ihn! Der Hahn wurde gespannt. Mahays Blick wurde hart. Er suchte die Augen des Mannes, der bereit war ihn niederzuknallen wie einen tollwütigen Hund.

Alle Konzentration des Inders floß in den Willen, mit dem er ungezähmte, undressierte Raubkatzen bezwungen hatte.

Rani Mahay wandte dieses Können auch bei Menschen an, wenn es für ihn um Leben und Tod ging.

Eine solche Notlage war gegeben.

Der Zeigefinger des Schützen krümmte sich um den Abzugshahn der Waffe. Jetzt mußte der Mündungsstrahl aufflammen und das tödliche Projektil in Mahays Körper jagen…

Der Schuß bellte auf. Genau in der Sekunde, als die Schußhand wie von unsichtbaren Fäden emporgerissen wurde.

In diesem Moment löste sich die Kugel und jagte sirrend gen Decke, wo sie sich in eine alten Holzbalken bohrte, daß die morschen Splitter wie Hornissen durch die Luft stieben.

Da war Mahay auch schon wieder auf den Beinen. Das alles ging so schnell, daß die anderen dies erst begriffen, als der Inder hinter dem Schützen stand. Blitzschnell entwand er ihm die tödliche Waffe, hielt den Angreifer wie einen Schild vor sich und preßte ihm die Mündung der Pistole zwischen die Schulterblätter.

»Keine Bewegung. Dies gilt auch für euch«, sagte er heiser, die drei anderen nicht aus den Augen lassend, die sich nach der unerwarteten Reaktion wieder formiert hatten und die noch nicht begriffen, wie es zu diesem mißlungenen Verlauf gekommen war. »Macht keinen Unfug! Werft die Waffen auf den Boden! Wenn auch nur einer von auch es mit einem faulen Trick versucht, dann ist es um die

Gesundheit eures Freundes schlecht bestellt…«

Rani musterte seine drei Gegenüber. Gut gekleidete, kräftige Männer. Keiner sah aus wie ein Mörder.

Zwei warfen ihre Waffen sofort ohne nochmalige Aufforderung zu Boden. Der Dritte – einen guten Kopf kleiner als Mahay, mit einem schwarzen Schnauzbart und dicht gewelltem, glänzendem Haar zögerte.

»Das galt auch für Sie, Senor!« sagte Rani scharf.

Der andere nickte bedächtig und hielt die Waffe mit der Mündung zum Boden. »Egal wie immer Sie es auch anstellen, Senor – Sie kommen nicht weit«, sagte der Schnauzbärtige mit belegter Stimme. »Es ist besser, Sie lassen die Waffe fallen, ehe dieses Jägerspiel mit Ihrem Tod endet. Wir sitzen am längeren Hebel.«

Mahay lachte leise. »Ihr verkennt die Situation. Und ich glaube, ihr seid mir eine Erklärung schuldig. Weshalb dieser Überfall?«

»Wir hatten das Recht, Sie aufzuhalten. Dies ist nicht Ihr Zimmer.«

Mahay nickte. »Das ist richtig. Und doch habe ich das Recht, dort hineinzugehen. Es dürfte Ihnen nicht entgangen sein, daß ich im Besitz des Schlüssels bin. Legal. In diesem Zimmer wohnt ein Freund…«

Der Schnauzbärtige hielt noch immer die Waffe gesenkt. Mit scharfem Blick musterte er den Inder, der sich hinter dem anderen Spanier verschanzte.

»Wenn Professor Merthus Ihr Freund ist – dann haben Sie eine merkwürdige Art, Ihre Freunde zu behandeln. Ist das immer mit einem – Mordanschlag auf diejenigen verbunden?«

Jedes einzelne Wort wirkte auf den Inder wie ein Hammerschlag.

»Wovon reden Sie da? Was hat das alles zu bedeuten?«

Auf der Stirn des schnauzbärtigen Gegenüber Mahays entstanden steile Unmutsfalten. »Sie scheinen ein verdammt schlechtes Gedächtnis zu haben, Senor… Das alles führt nur dazu, daß Sie Ihre Situation nicht verbessern, sondern laufend verschlechtern. Sie widersetzen sich Ihrer Festnahme und damit der Polizeiordnung. Glauben Sie nicht, daß Sie ungeschoren davonkommen! Selbst mit unserem Kollegen als Geisel ist die Wahrscheinlichkeit, daß Ihre Flucht erfolgreich sein wird, sehr gering.«

Rani Mahays Gesicht war ein einziges Fragezeichen. Polizei! Mordanschlag auf Professor Merthus?

»Ich bin Capitano Montez und habe den Auftrag, Sie wegen Mordverdacht an Professor Merthus festzunehmen.«

»Aber das kann nicht sein!« rief Mahay aufgebracht. »Ich bin mit Professor Merthus befreundet. Wenn er noch lebt, so führen Sie mich zu ihm. Er wird es Ihnen bestätigen. Dürfte ich bitte Ihre Marke sehen, Capitano?«

Mahay ließ den Mann nicht aus den Augen. Der schob die rechte Hand in die Hosentasche und fingerte eine Plakette heraus, die er mit ausgestrecktem Arm vor sich hielt.

»Sie alle sind – von der Polizei?« Mahays Blick schweifte in die Runde.

»Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?«

»Wir waren gerade dabei, Senor. Aber Sie gaben uns keine Gelegenheit dazu.«

»Es liegt ein Mißverständnis vor.«

Capitano Montez nickte. »Um so besser für Sie. Dann wird sich ja alles zu Ihrer Zufriedenheit aufklären.«

Ohne weitere Aufforderung nahm Mahay die Waffe herab und drückte sie dem verdutzten Mann, den er in Schach gehalten hatte, in die Hand. Dann kam er hinter dem Beamten vor.

Die beiden Begleiter des Capitanos bückten sich sofort nach ihren Pistolen.

Rani Mahay lächelte. »Sie brauchen's nicht so eilig zu haben, Senores. Ich werde es nicht noch mal wagen, mich auf Sie zu stürzen – da ich angefangen habe zu begreifen, wie die Dinge offenbar zusammenhängen. Sie verwechseln mich mit jemand. Das wird sich schnell aufklären. Davon bin ich überzeugt.«

Der Inder wurde nach Waffen durchsucht.

»Der Portier hat Sie eindeutig wiedererkannt«, sagte Montez.

»Wiedererkannt? Wieso? Wir sind uns doch noch nie begegnet.«

Montez wechselte mit seinen Begleitern einen schnellen Blick. Um seine Lippen zuckte es. »Da fangen eben die Probleme schon wieder an. Sie sagen, nie hier gewesen zu sein – er behauptet, Sie erst vor drei Tagen gesehen zu haben, ehe das mit Professor Merthus geschah.«

»Was ist denn mit ihm geschehen?«

»Er wurde auf brutale Art niedergeschlagen. Er hatte überhaupt keine Chance. Man hat ihn völlig entkräftet und bewußtlos in seinem, Zimmer gefunden. Das wurde zuvor völlig verwüstet. Es gab kein Fach im Koffer, keine Schublade, kein Regal im Schrank, das nicht durchwühlt worden wäre…«

Als Montez dies sagte, beobachtete er die Reaktion seiner Worte auf dem Gesicht des Inders ganz genau. Entweder war dieser Mann ein hervorragender Schauspieler, oder er hatte in der Tat nicht die geringste Ahnung von dem, was sich hier im Hotel abgespielt hatte.

Mahays Lippen bildeten einen schmalen Strich in seinem Gesicht. »Da geht etwas vor, Capitano, das weder Sie noch ich offenbar überblicken können. Ich hab' eine Bitte an Sie. Wenn es irgendwie möglich ist, dann sorgen Sie dafür, daß Professor Merthus und ich uns sehen und sprechen können.«

Montez nickte. »Das ist kein Problem. Genau das hatte auch ich

vor. Ich hoffe – in Ihrem eigenen Interesse – daß Sie sich nicht wieder wie ein Wilder auf ihn stürzen.«

Er zog die Handschellen aus seiner Tasche.

»Das ist nicht nötig, Capitano. Ich komme auch so mit Ihnen…«

»Vorschrift. Tut mir leid…«, Montez zuckte die Achseln. Dieser glatzköpfige Inder war ihm schon beinahe sympathisch.

Da ließ Mahay willig die Handschellen um seine Gelenke schnappen.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, auf eine Weise zu entfliehen. Einfach nach Marlos zurückzukehren. Aber genau das wäre grundverkehrt gewesen. Es war wichtig, die Vorgänge zu klären.

Als Gefangener folgte er den Männern durch den Korridor. Dann ging's die Treppe nach unten. Sie kamen an der Rezeption vorbei.

Dahinter standen der Portier und die Frau mit dem zusammengebundenen Haar aus der Küche.

Rani blickte hin. »Sie sind wirklich ganz sicher?« sprach er den alten Mann mit der Schirmmütze hinter der Rezeption an. »Sie haben mich schon in diesem Hotel gesehen?«

Der Portier nickte schnell und nervös. Er wagte es nicht, Mahay in die Augen zu sehen. Mit unstetem Blick beobachtete er die vier Kriminalpolizisten, in deren Mitte der Inder sich befand. »Si, Senor. Es gibt überhaupt keinen Zweifel.«

»Daß ich bereits schon mal bei Professor Merthus gewesen bin?«

»Und wann war das Senor?« wollte Rani wissen.

»Vor drei Tagen. Da haben Sie mich ebenfalls nach ihm gefragt…«

Mahay seufzte. So kam er nicht weiter.

Es war etwas im Gange… Molochos Diener wurden aktiv. Auch niedere Dämonen waren fähig, das Aussehen bestimmter Menschen zu kopieren und in deren Maske aufzutreten.

Er sollte zum Prügelknaben für eine Sache werden, mit der er nicht das Geringste zu tun hatte.

Da wurde etwas eingefädelt. Es war bestimmt kein Zufall, daß diese Ereignisse in eine Zeit fielen wo Björn Hellmark das vermutlich wieder aufgetauchte Kh'or Shan entdeckte.

Der große Regisseur im Hintergrund, Molochos, der Dämonenfürst, holte zu einem neuen Schlag aus.

Undurchsichtig waren seine Pläne…

*

Rani Mahay drängte zur Eile.

Alles ging ihm mit einem Mal zu langsam.

Vor dem Eingang der Hotelpension standen zwei dunkelblaue Autos. Rani wurde in das vordere der beiden Fahrzeuge geschubst

Capitano Montez, an den er durch die Handschellen gekettet war, blieb auf dem Rücksitz an seiner Seite.

»Wie weit ist es bis zum Hospital?« wollte Rani Mahay wissen.

»Sechs, sieben Minuten. Mehr nicht.«

Nickend lehnte Mahay sich in die Polster zurück, als der Wagen anzog.

»Sechs oder sieben Minuten können wenig – aber auch verdammt viel sein, Capitano«, murmelte Mahay abwesend. »In sieben Minuten kann viel passieren. Hoffentlich taucht in der Zwischenzeit nicht der gleiche Bursche, der mir so erschreckend ähnlich sieht, im Hospital auf – und führt das zu Ende, was er im Zimmer von Professor Merthus eingeleitet hat…«

Mahay wirkte ernst und verschlossen. Die Gedanken drehten sich wie ein Karussell in seinem Kopf.

Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder hatte Merthus etwas entdeckt und hielt es so gut verborgen, daß die Dämonen nicht dran konnten. Zur Warnung hatten sie ihn brutal niedergeschlagen.

Oder die andere Möglichkeit war, daß man den Wissenschaftler mundtot machen wollte, weil man befürchten mußte, daß er einige Dinge ausplauderte, von denen lieber niemand etwas erfuhr. So war der Überfall auf ihn möglicherweise mißglückt und Merthus Rettung überhaupt nicht vorgesehen gewesen.

Das eine war so gefährlich wie das andere.

Rani Mahay hoffte inständig dem Professor noch lebend gegenübertreten zu können…

*

Der Schrei der Geretteten hallte unüberhörbar durch die kleine Höhle.

Die Fremde war unerwartet zu sich gekommen.

Die düstere Umgebung ängstigte sie. Sie wußte nicht, was sich im einzelnen zugetragen hatte.

Und mit ihrem Schrei – brachte sie sich und den Mann, der sie gerettet hatte, in tödliche Gefahr.

Flammengestalten tauchten wie lodernde Fackeln auf. Björn warf sich herum, als er sah, woher das unheimliche Glühen stammte, das sich plötzlich mitten in der Höhle befand.

Es kam aus der Mulde, in der er die Gerettete zurückgelassen hatte.

Die schalenförmige Vertiefung war von der Mitte her aufgerissen und klappte wie ein Ventil schnell nach innen. Ein Zittern lief durch den Boden.

Ein neues Erdbeben? Ein neuer Vulkanausbruch?

Susan Andrews war durch die Schüttelbewegung, die durch die

Höhle und die Mulde lief, wach geworden und erkannte, daß der Boden sich unter ihr öffnete wie ein Schlund.

Die Alptraumbilder, die sie bei Catherines Tod unauslöschbar für alle Ewigkeit in sich aufgenommen hatte, standen wieder in grellen Farben und unverdrängbar vor ihr.

Verzweifelt krallte sie sich mit beiden Händen an den oberen Rand der Mulde. Ihre Beine rutschten in die Öffnung. Der runde, glühende Schacht, aus dem das Leuchten brach, gähnte hohl und bodenlos unter ihr.

Björn warf sich nach vorn. Sein Körper schnellte auf die Mulde zu wie ein Pfeil, der von der Sehne abgeschossen wurde.

Drei Meter waren zu überwinden.

Björn schaffte sie nicht.

Susan Andrews konnte das Gewicht ihres Körpers nicht mehr halten. Hinzu kam, daß die heiße, fauchende Luft, die wie ein Orkan aus der Tiefe des Schachtes emporbrauste, zum unheilvollen Sog wurde. Ihre Finger rutschten ab. Susans gellender Schrei hallte schaurig wieder, als sie in die Tiefe stürzte.

Hellmark griff ins Leere.

Der Sog packte auch ihn, als seine Hände nach vorn zuckten, um Susan Andrews zu greifen.

Er wurde über den Boden gezogen, obwohl er sich dagegenstemmte.

Gedankenschnell ließ er Macabros entstehen – wollte ihn entstehen lassen. Er machte eine Erfahrung, wie sie ihm nur aus Stunden allergrößter Erschöpfung und Schwäche bekannt war.

Es ging nicht!

Er konnte Macabros nicht nachschicken, um den tödlichen Sturz der Frau zu bremsen.

Da packte der Sog auch ihn.

Der Feuerschein vom Eingang der Höhle her war intensiv – doch er war nichts gegen das, wohin er jetzt geriet.

Der Zugriff durch die Flammenmenschen war bedeutungslos für ihn geworden. Er fühlte plötzlich keinen Boden mehr unter sich und registrierte einen rasenden Fall.

Er befand sich in dem Stollen, überschlug sich und wurde durch den tosenden Orkan wie ein welkes Blatt irgendwohin getrieben…

*

Jim, der Guuf, stocherte unlustig in der verlöschenden Glut des Lagerfeuers.

Außer ihm saßen noch Carminia und Pepe in der Runde.

Pepe probierte einige neue Lieder und schlug wohlklingende

Akkorde an.

Carminia lag gedankenversunken im Sand und hatte den Blick zum Himmel gerichtet.

Der zeigte eine leichte Dämmerung. Nacht wurde es auf Marlos nie. Wenn es draußen in der »normalen« Welt Nacht war, dann konnte man diese Dunkelheit in der Ferne sehen, schien dann, als ob Marlos unter einer Lichtkuppel lag, in die diese Dunkelheit niemals eindringen konnte.

»Er kommt nicht«, beschwerte Jim sich. Er blickte sich in der Runde um, in der Hoffnung, Hellmark irgendwo ankommen zu sehen.

Dann richtete er seinen Blick weit über das Meer in die Dunkelheit jenseits des Lichtkranzes, wo das unheilvolle, rötliche Glimmen noch immer zu sehen war.

»Was er wohl jetzt erleben mag«, setzte Jim sein Selbstgespräch fort. »Wahrscheinlich wird er wieder mit allem allein fertig. Da braucht er mich nicht.«

»Das darfst du nicht sagen, Jim«, entgegnete die hübsche Brasilianerin. »Ein Mensch wie er ist auf Freunde angewiesen. Aber wenn immer er ohne Hilfe auskommen kann, ist ihm dies nur recht. Wenn er dich gern dabei haben will und dich wirklich braucht, dann wird er dich noch holen. Darauf kannst du dich verlassen! Hellmark bricht sein Wort nie! Und offenbar braucht er dich. Wenn es sich bei der Insel, die aus dem Meer gestiegen ist, wirklich um Kh'or Shan handelt, scheint dieses Kh'or Shan etwas mit dem Volk der Guufs zu tun zu haben.« Sie sprach die letzten Worte sehr leise.

Jim wandte den Kopf. Seine runden, wimpernlosen Augen schienen noch größer zu werden. »Wie kommst du darauf?«

»Er hat es mir gesagt. Die Guuf spielten in der Vergangenheit beim Untergang Xantilons eine große Rolle. Sie haben die schwarzen Priester mit allen ihren Kräften unterstützt. Es konnte jedoch nie geklärt werden, ob sich alle Völker der Guuf auf die Seite der schwarzen Priester schlugen. Die Texte im ›Buch der Gesetze‹ geben darüber keine eindeutigen Hinweise. Durch Andeutungen, die du gemacht hast, glaubt Björn jedoch annehmen zu können, daß dem nicht so war. Das vorzeitige Aufsteigen von Kh'or Shan scheint damit irgendwie im Zusammenhang zu stehen. Nichts im Leben geschieht ohne Sinn – auch wenn es manchmal noch so sinnlos erscheint. Irgendwann erhalten Dinge, die vor langer Zeit geschahen, in der Gegenwart oder in der Zukunft eine Bedeutung, die ihnen vorher niemand zumaß.« Carminia richtete sich auf.

»Ich bin dafür, daß er hier bleibt. Björn hat ganz recht, wenn er ihn vergessen hat«, maulte Pepe plötzlich. Als müsse er seine Worte unterstreichen, ließ er seine flache Hand über sämtliche Saiten rutschen, so daß ein schauriger Akkord entstand. »Ich möchte bloß

wissen, warum es ihm besser gehen soll als mir. Ich muß ja auch hierbleiben – und darf ihn nicht begleiten. Ich war doch so gerne manchmal dabei.«

Carminia Brado schloß die Augen. Sie wußte, was nun kam.

Jim knallte mit dem Stock, den er in der Hand hielt, mit voller Wucht in die Glut, daß die Funken spritzten. »Ich laß mir das nicht gefallen!« brüllte er lautstark. »Dieser Gitarre spielende Giftzwerg! Immer muß er mir in den Haaren liegen.«

»Haare?!« krähte Pepe. Er bog den Kopf nach hinten und sprang mit seiner Gitarre auf die Beine. »Hast du das gehört, Carminia? Haare hat er gesagt! Wie kann ich ihm in den Haaren liegen, wenn er selbst nicht eine einzige Strähne auf dem Kopf hat.«

Jim lief rot an.

»Das ist doch typisch für ihn!« fuhr Pepe fort. »Er bricht Streit vom Zaun wegen einiger Haare, die er nicht hat, und dann verprügelt er mich wieder…«

Jim sprang auf. Der Guufknabe schwenkte den Stock, der bis zur Hälfte rot glühte. »Ich senge ihm sämtliche Locken weg!« brüllte er, um das Lagerfeuer stürmend. »Dann sieht er aus wie Rani. ›Die drei Glatzköpfe von Marlos‹ – so nennen wir das neue Gesangstrio. Und dieser wilde Gitarrist hier wird ’ne Solonummer auf’s Parkett legen, die sich gewaschen hat. Ich bring’ ihm schon mal ein paar ordentliche Tanzschritte bei…«

Wie ein Wirbelwind sauste Jim auf Pepe zu, der nicht minder blitzartig reagierte.

Die beiden kannten sich. Ein solcher Zwischenfall war nicht die Ausnahme.

Carminia Brado verdrehte die Augen und seufzte leise. Sie wandte den Kopf und blickte den beiden, so unterschiedlichen Jungen nach.

Pepe lief – die Gitarre fest an sich gepreßt – als ob es um sein Leben ging. Nur wenige Schritte hinter ihm folgte Jim, den Knüppel über den Kopf schwingend.

Der weiße Sand am Strand spritzte hoch. Solche Stimmungsänderungen zwischen Pepe und Jim ereigneten sich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ein uneingeweihter Beobachter der Szene müßte im Glauben sein, daß die Auseinandersetzungen zwischen diesen beiden so ungleichen Menschen zur Katastrophe führen müsse. Derjenige hätte nicht verstehen können, wieso Carminia seelenruhig in der Nähe des Lagerfeuers sitzenblieb und alles mit stillem Lächeln quittierte.

Die beiden erprobten ihre Kräfte. Was so ernsthaft aussah, war in Wirklichkeit ein Spaß. Die beiden waren zwei dicke Freunde.

Pepe und Tim verschwanden hinter einer Düne.

»Carminia!« hörte sie die helle Stimme des Mexikanerjungen.

»Carminia, hilf mir!« Sein Rufen hallte silberhell durch die klare Luft. »Der macht wirklich Ernst…«

»Jawohl!« Jims volle, dunkle Stimme schloß sich Pepes verwehenden Worten an. »Es wird die herrlichste Glatze von Marlos sein. Rani wird seine wahre Freude daran haben. Hoho – dir werd ich's zeigen.«

Der Guuf hatte die volle, dunkle Stimme eines erwachsenen Mannes. Daß Jim nach irdischen Begriffen erst wenige Jahre alt war, würde niemand für möglich halten. Die Entwicklung hatte sich bei ihm in rasenden Schritten vollzogen.

Carminia lächelte noch immer. Das Lächeln auf ihren Zügen gefror zu Eis.

Die Wellen in der Bucht schäumten plötzlich auf und stiegen senkrecht empor. Das ganze Meer schien sich zu heben. Der Horizont verschwand – und mit ihm das ferne, glühende Leuchten der Vulkaninsel.

Die Frau sprang auf. Sie taumelte und fiel wieder in den Sand zurück, weil der Boden sich unter ihr schüttelte. Dumpfes Grollen stieg aus dem Meer, das zu einem tosenden Orkan anschwoll und noch innerhalb des Lichtkranzes von Marlos spürbar wurde.

»Oh, mein Gott«, wisperte die Brasilianerin. »Was hat das zu bedeuten?«

Die See, der Himmel und der Boden, auf dem sie stand, bebten.

Das Grauen packte die junge, dunkelhäutige Frau.

Der ganze Ozean vor ihr stieg empor und stand wie eine steile Wand vor der Insel, eine riesige, gigantische Welle von unvorstellbarem Ausmaß, unter der Marlos verschwinden mußte wie eine Nußschale auf wildbewegter See.

*

Wie eine Vision von einem unsichtbaren Projektor auf die himmelwärts stürmenden Flutwelle projiziert, erschien die Stadt aus dem Nichts.

Sie bestand aus unzähligen, bizarren Gebilden, die düster und unheimlich in einen flammenumloderten Himmel ragten. Schwarze Schatten schwebten über Türmen und Zinnen. Schatten, die bedrohlich wirkten.

Furchterregend stand die bizarre Silhouette aus Türmen, Mauern und säulenartig gewundenen Spiralen vor dem rotglühenden Hintergrund. Unheimliche Schreie und Zischen wie von Schlangen drangen an ihr Ohr. Dann wurden Mauern, Zinnen und Türme durchsichtig wie Glas. Carminia Brado hatte das Gefühl, durch Wände hindurch in verwinkelte Gassen und auf von Leben erfüllte Plätze zu

blicken.

Wie eine Überblendung beim Film, wo eine Szene aus der anderen hervorgeht, so verschwanden die Umrisse der Stadt, und es blieb nur noch ein großer Platz vor einem Tempel, der das Aussehen eines gigantischen Kopfes hätte.

Menschen bewegten sich wie Insekten auf den wulstigen Lippen, auf den riesigen, hervorstehenden Augenbrauen, und dem weitgeöffneten Mund, der ein Tor darstellte.

Es war ein Kommen und Gehen. Die Menschen waren in verschiedenfarbige Gewänder gekleidet und näherten sich aus allen Himmelsrichtungen dem Eingang dieses Menschenkopf-Tempels.

An totemartigen Pflöcken, die in bestimmten Abständen vor dem Tempeleingang auf dem freien Platz in die Erde gerammt waren, hatte man Menschen gefesselt. Die Gefangenen waren nackt bis auf einen ledernen Lendenschurz und lagen unter einer unbarmherzig sengenden Sonne im Staub der Straße.

Die in in den farbigen Gewändern eilten schnurstracks an ihnen vorbei, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

Carminia hielt den Atem an. Wie in Hypnose waren ihre Augen auf die seltsame Vision gerichtet.

Einen Fuß vor den anderen setzend, löste die Frau sich von der Stelle, an der sie die ganze Zeit über gestanden hatte. Sie bewegte sich mechanisch. Wie eine Puppe…

Sie ballte ihre Hände zu Fäusten und drückte die Fingernägel so fest in die Innenseite, daß sie sich tief ins Fleisch bohrten. Doch sie spürte nicht mal den scharfen Schmerz.

Ihre Lippen bewegten sich. Leise und bruchstückhaft rannen die Worte über ihren Mund. »Ja… ich weiß, wo ich bin… wie lange habe ich dieses Bild vermißt…«

Wie bei einer Fahraufnahme kam der riesige Kopf, vor dem sich seltsames Leben in einer fremden Stadt abspielte, lautlos und schnell näher.

Im Innern des steinernen Tempels loderte es, als ob tausend Feuer brannten. Die furchtbaren Entsetzensschreie kamen aus dem Tempel. Jeder, der sie hörte, wurde davon angezogen. Keiner floh, was doch nur natürlich gewesen wäre!

Der gigantische Kopf raste auf Carminia zu. Sie sah das aufgerissene Maul direkt vor sich und dann den Feuerschein gen Himmel – und alles war wieder so ruhig wie gewohnt. Das Meer, die Bucht, der weiße Sand, das Licht, das niemals von der Dunkelheit geschluckt wurde. Das war Marlos – die unsichtbare Insel, das Bollwerk gegen die Dämonen!

»Kh'or Shan – ich muß nach Kh'or Shan…«, wisperte Carminia erregt. Sie konnte den Blick nicht lösen von dem Feuerschein in der

Ferne des Horizonts.

Die Vision war vorüber. Nicht vorbei aber war die Stimmung, in die die Brasilianerin geraten war.

Etwas lockte und drängte sie. Ihr eigener Wille? Eine Erkenntnis, von er sie bisher nicht gewußt hatte, daß sie überhaupt existierte.

Die engen Gassen, die großen Plätze mit den Totempfählen, der Eingang des Menschenkopf-Tempels… das alles war ihr nicht fremd, sondern vertraut.

Sie starrte in die Ferne. Hinüber zu dem wie ein Fanal leuchtender Kh'or Shan.

Sie mußte hin…

Sie gab dem Verlangen und dem Locken nach.

Sie verschwand wie ein Spuk in dem Augenblick aus der Bucht, als Pepe und sein Freund Jim gemeinsam – jeder die Hand um die Schultern des anderen gelegt – hinter einer Düne auftauchten.

»Carminia!« rief Pepe laut mit heller Stimme. »Wir vertragen uns schon wieder, du brauchst dir nicht länger Sorgen zu machen und…« Abrupt unterbrach der Junge sich.

Die Brasilianerin verschwand vor ihren Augen.

*

Pepe begann sofort zu laufen.

»Carminia?« fragte er verwirrt. Sensibel registrierte er gleichzeitig etwas Unwirkliches, Unheilvolles in der Nähe von Marlos.

Es kam aus der Ferne, es kam – aus Kh'or Shan…

»Was ist los?« fragte Jim nicht minder verwirrt.

Pepe zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht… aber etwas stimmt hier nicht… Carminia verhält sich so merkwürdig. Findest du nicht auch?«

»Vielleicht hat sie ein Zeichen erhalten. Von Björn«, sagte Jim leicht dahin. Er schien sich weniger Gedanken zu machen als Pepe, der schon längere Zeit auf der Insel weilte und mit Carminias Wesen und Charakter besser vertraut war.

Der schwarzhaarige Mexikanerjunge schüttelte den Kopf. »Nein, das ist es nicht. Da ist etwas faul. Sie würde niemals einfach nur so weggehen, ohne Bescheid zu sagen… Ich hab ein ganz komisches Gefühl…« Pepe sah sehr konzentriert und ernsthaft aus. Es schien, als ob er in sich lausche.

Was hier geschah, unterschied sich so sehr von allem, was er bisher erfahren hatte, daß es ihn erschreckte.

»Ich werd sie fragen. Hier, nimm!« Mit diesen Worten drückte er dem verdutzten Jim seine Gitarre in die Hände.

»Aber du kannst doch nicht…«, protestierte der Kugelkopf, ohne jedoch seine Ausführungen zu Ende zu bringen.

Pepe konnte. Lange genug hielt er sich auf Marlos auf, um erfüllt zu sein von den geheimnisvollen Kräften, die sich auf jeden schließlich auswirkten, der eine bestimmte Dauer hier verbracht hatte.

Pepe verschwand. Von einem Atemzug zum anderen. Jim konnte den Freund weder zurückhalten, noch ihm folgen. Seine Fähigkeit, durch reine Willenskraft Marlos verlassen zu können, war noch nicht voll entwickelt.

Das neu aufgetauchte Eiland, das unter so spektakulären Umständen in der Weite des Ozeans aufgetaucht war, sorgte für allerhand Aufregung…

*

Carminia Brado kam in der dunstigen Bucht an.

Sie blickte sich nicht mal richtig um.

Die Nebelwand steuerte sie sofort an, denn sie wußte genau, daß dahinter jener Ort lag, den sie als Vision erlebt hatte.

»Carminia! Carminia!« zweimal wurde laut und deutlich ihr Name gerufen. »So bleib doch stehen! Warum läufst du denn weiter?«

Der Mexikanerjunge stand am Strand. Er war in der gleichen Bucht angekommen wie sie. Doch Carminia tat so, als ginge sie das alles nichts an.

Pepe spurtete los. Ganze zwanzig Meter trennten ihn von der Brasilianerin, als die in den wallenden Nebelvorhang eintauchte.

Wie ein Schemen zeichnete sich ihre Körperumrisse im Nebel ab. Sie ging immer gerade aus und schien in Hypnose irgendwelchen Bildern zu folgen, irgendwelchen Stimmen, die nur sie sah, nur sie hörte…

Da tauchte Pepe neben ihr auf.

Der Junge faßte sie am Arm. »Carminia«, wisperte er gleich. »Was ist denn los mit dir? Warum läufst du vor mir davon?«

Sie ging einfach weiter und wandte nicht mal den Blick.

Pepe ließ nicht locker. Er umklammerte sie mit beiden Händen. »Bleib doch stehen! Wohin willst du denn nur?«

Da verhielt sie im Schritt. »Geh zurück«, sagte sie kühl und sachlich. Ihr Blick war noch immer nach vorn gerichtet, als sähe sie etwas ganz Bestimmtes. »Das ist nichts für dich hier.«

»Und für dich ist es auch nichts«, reagierte Pepe. »Das spür ich. Du gehörst nicht hierher. Wenn Björn es sähe, er wäre entsetzt. Laß uns zurückgehen… nach Marlos. Dort gehörst du hin.«

»Nein!« Wilde Entschlossenheit flackerte in ihren Augen und bestimmte den Tonfall ihrer Stimme.

Sie legte ihre Linke auf seine kleine Hand und zog sie ruckartig von ihrem rechten Unterarm herunter. »Geh!« herrschte sie ihn an.

»Geh dorthin zurück, woher du gekommen bist! Es ist das beste für dich…«

Das war nicht mehr die Carminia, wie er sie kannte. Pepe schluckte heftig. Er wirkte zu Tode erschrocken, um seine Lippen zuckte es.

»Erkennst du mich denn nicht? Ich bin's – Pepe.«

Sie blickte über ihn hinweg und schob ihn achtlos bei Seite. Da spürte Pepe den harten Widerstand in seinem Rücken. Er erschrak.

Im Gegensatz zu Carminia Brado, die offenbar unter dem Einfluß eines fremden Willens stand, hatte er sich seinen klaren Verstand bewahrt.

Verwirrt und erschreckt mußte er feststellen, daß der Nebel hinter ihnen seine ursprüngliche Form verändert hatte. Er konnte mit seiner Hand die wogende Masse nicht mehr durchstoßen. Sie war hart und unnachgiebig wie die kalte, glatte Oberfläche einer Marmorplatte.

»Das ist eine Falle, Carminia. Wir sind in eine Falle gelaufen!« Pepes Stimme überschlug sich.

Doch die Brasilianerin schenkte ihm überhaupt keine Aufmerksamkeit.

Pepes Herz schlug wie rasend. Er fühlte das Pochen bis an seinen Hals.

Der Mexikanerjunge konzentrierte sich auf Marlos. Er versuchte auf die gleiche Weise dorthin zurückzukehren und Alan Kennan und Camilla Davies von Carminias merkwürdigem Verhalten zu berichten, als er erkennen mußte, daß die Fähigkeit der Körperversetzung von einem Ort zum anderen erloschen war.

Zeit um sich Gedanken über diesen rätselhaften Vorfall machen zu können, hatte er nicht mehr. Ein unheimliches Sirren lag plötzlich in der Luft.

Pepe hob den Kopf. Da schlangen sich auch schon lassoähnliche Schnüre, mit grauen, schweren Kugeln versehen, um seine Oberarme, seine Beine und rissen ihn zu Boden. Auf dem steinigen Untergrund platzte die Haut auf, und schlug er mit dem Kopf mehrmals gegen spitze, aus dem Boden ragende Felssteine.

Pepe verlor das Bewußtsein.

Aus der stickigen, dampfenden Umgebung lösten sich zahllose Feuergestalten und kamen Carminia Brado entgegen. Von einer dieser Feuergestalten, die die Schnur mit den grauen Kugeln in der Hand hielt, wurde Pepe herangezogen wie ein zappelnder Fisch an der Angel.

Die Südamerikanerin lächelte.

Wie auf ein stummes Kommando hin fiel ein Feuermensch nach dem anderen auf die Knie.

Die verbeugten sich vor der Frau, die ihnen entgegen kam.

Sie empfingen Carminia Brado wie ihre Fürstin.

*

Rani Mahay mochte keine Hospitäler, am liebsten machte er einen großen Bogen drum herum.

Aber das ließ sich schlecht verwirklichen. Professor Bert Merthus befand sich hier in einem Haus. Es war unerläßlich mit ihm zu sprechen.

Schweigend schritt der an Montez' Hand gefesselte Mahay durch den weißgekachelten Korridor des Krankenhauses.

Die beiden Männer gingen dich zusammen, daß man die Handschellen nicht sah.

Der Chefarzt und das Pflegepersonal auf der Station waren über die Ankunft der Polizei bereits informiert.

Wie Schatten bewegten sich zwei Begleiter des Capitano einige Schritte hinter diesem und Mahay.

Zuerst ging der Arzt in das Krankenzimmer, in dem Professor Merthus untergebracht war.

Der Doktor tauchte gleich wieder an der Tür auf und winkte Motez und Mahay. Draußen vor dem Krankenzimmer postierten sich die beiden Beamten.

Der Inder ließ sich sein Erschrecken nicht anmerken, als er den Professor im Bett sitzen sah.

Merthus' Gesicht war aschfahl. Er, der immer so kräftig ausgesehen und dessen Haar auch in hohem Alter noch eine frische Farbe gehabt hatte, schien seit dem *letzten* Mal um Jahrzehnte gealtert.

Die dünne, blasse Haut spannte sich über die Backenknochen, die eingefallenen Augen verliehen seinem Gesicht ein krankes Aussehen.

»Bitte, machen Sie es kurz«, flüsterte der Arzt. »Er ist noch sehr schwach. Ich möchte nicht, daß er sich überanstrengt.«

Capitano Montez nickte.

»Mein Freunde können so lange bleiben, wie sie wollen, Doc«, sagte da der Kranke vom Bett her.

'Merthus hatte die Augen halb geöffnet. Ein Lächeln spielte um seine schmalen Lippen.

»Hallo, Rani – ich freue mich, daß Sie gekommen sind… ich hab' gewußt, daß einer von ihnen noch mal den Weg zu mir finden würde. Es ist auch an der Zeit… höchste Zeit…«

Capitano Montez warf einen irritierten Blick auf Rani Mahay.

»Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Senor Professor«, sagte der Spanier. »Ich wollte Sie nur um eine kurze Stellungnahme bitten, das ist alles. Ich hoffe, es strengt Sie nicht zu sehr an, uns zu sagen, wer dieser Mann ist.«

Merthus hatte die Augen völlig geöffnet. »Ob er der Echte ist, wird

sich gleich herausstellen«, erwiderte der Wissenschaftler rätselhaft auf Montez' Bemerkung. Merthus gab sich offensichtlich Mühe, mit fester Stimme zu sprechen. »Wahrscheinlich wissen Sie überhaupt nicht, wie Sie in diese Situation geraten sind… In der letzten Zeit hatte ich oft Besuch von Leuten, die angeblich zwar ausgesehen haben wie Sie oder Björn und die dann mit einem ganz anderen Aussehen bei mir im Zimmer auftauchten. So deutlich konnte ich das allerdings bei der Vernehmung auf der Polizei nicht sagen. Man hätte mich für verrückt gehalten.«

Capitano Montez' Gesicht wurde lang und länger. »Sie erkennen diesen Mann also wieder?«

»Aber natürlich, Capitano! Ich hoffe nur – der ist der Echte.« Merthus atmete tief durch. Dann nickte er Rani Mahay ermunternd zu. »Kommen Sie, Rani – ich möchte einen Test machen. Auch ich möchte ganz sicher gehen…«

Der Inder und der Capitano standen am Bett des Kranken.

»Ich trage da eine Art Talisman an einem Kettchen an meinem Hals«, ließ Merthus sich wieder vernehmen. »Rani, würden Sie es bitte anfassen?«

Der Inder hob kaum merklich die Augenbrauen. »Natürlich Professor.«

Merthus knöpfte sich das Hemd auf.

Auf seiner Brust lag eine dunkle Plakette, die etwa die Größe einer Kinderhand hatte und die Form eines gezackten Blattes aufwies.

Mahay hielt den Atem an. Das konnte nicht sein!

Der Mann aus Marlos beugte sich nach vorn, faßte das Amulett an und drehte um, um die Vorderseite zu betrachten.

Das Amulett war kühl und flach wie ein geschliffener Stein. Als Motiv wies es einen fischgesichtigen Herrscher auf mit diamantenbesetzter Krone und goldenem Zepter, das er in einer menschlichen Hand schwang.

In den Zacken des blattähnlichen Amulettes waren magische Zeichen eingegraben, deren Bedeutung auch Rani Mahay ein Rätsel war.

»Das Amulett des Herrschers aus der Tiefe!« entrann es dem Inder.

Sein Freund Björn hatte es Oceanus, dem Geist der schwarzen Wasser, wieder zurückgebracht.

Wie kam es hierher an die Halskette Professor Merthus'?

*

»Es ist gut, Capitano. Lassen Sie uns bitte allein! Ich muß mit Mister Mahay dringend unter vier Augen sprechen.«

Der Spanier zuckte überrascht zusammen. Mit einer solchen Wende

der Dinge hatte er nicht gerechnet.

Merthus reagierte auf Montez’ Zögern. »Durch diesen Mann droht mir keine Gefahr. Sie können ganz beruhigt sein. Bitte – nehmen Sie ihm die Handschellen ab.«

»Aber, das geht nicht so einfach, Senor Professor. Es gibt einige Vorschriften…«

Mit seiner weißen Hand winkte Merthus ab. »Ich muß doch schließlich am Besten wissen, wer mich bedroht hat. Wäre dieser Mann nicht der, der er zu sein vorgibt, wäre jetzt in dieser Sekunde etwas passiert…«

»Was hätte denn passieren sollen. Senor Professor?«

»Sie hätten es gesehen. Ansonsten möchte ich nicht darüber sprechen.«

Montez gab schließlich Merthus’ Bitte statt.

Er schloß die Handschellen auf und gestand Merthus und Mahay eine Gesprächszeit von zehn Minuten zu.

»Und denken Sie daran, Senor: Wir stehen draußen vor der Tür. Ich hoffe, wir sehen uns nachher nochmal wieder.«

»Aber selbstverständlich, Capitano. Ich bin überzeugt davon, daß sich alles zu Ihrer Unzufriedenheit entwickeln wird und Sie froh sein werden, mich wieder los zu haben.« Rani Mahay lachte breit.

Einen Moment später waren Merthus und der Inder allein.

»Es ging gut, daß Sie gekommen sind«, begann der Professor sofort das Gespräch. Er bat Rani, ihm behilflich zu sein, das Kopfende seines Bettes hochzustellen, so daß er sich aufrecht setzen konnte. »Danke! Sie werden jetzt, nachdem Sie das Amulett gesehen haben, bestimmt vor Neugierde platzen.«

»Das kann man wohl sagen. Wie sind Sie nur daran gekommen?«

Merthus schüttelte den Kopf. »Es ist nicht ganz so, wie Sie denken, Rani. Dies ist nicht das Amulett, das Hellmark Oceanus zurückbringen konnte. Es handelt sich gewissermaßen um eine Kopie, die bedeutend jünger ist. Etwa zwanzigtausend Jahre… Ich fand sie in einem zertrümmerten Steinblock, den ich auf seine Echtheit, ob er Atlantis oder Xantilon zugehörig ist, überprüfte. – Ich muß wohl etwas weiter ausholen, damit Sie verstehen, worum es geht. Allerdings muß ich mich dabei beeilen. Ich habe nicht mehr viel Zeit.«

»Wie meinen Sie das, Professor?«

Merthus ging auf die Frage des Inders nicht ein. »In den letzten Monaten ist viel geschehen. Leider hatte ich nur wenig Möglichkeit, mich mit Björn darüber abzusprechen. Er war wohl sehr beschäftigt. Es ist mir nicht nur gelungen, einige Fortschritte in der Entzifferung der alten Texte zu machen, sondern auch einige entscheidende Funde zu katalogisieren, die sich in das Geheimnispuzzle um Atlantis, Xantilon, Mu, Lemuria und Galameria hervorragend einfügen. Dabei

mußte ich erkennen – wie schon so oft in der Vergangenheit eigentlich – daß man mich wieder mal beobachtete. Unter außergewöhnlichen Schutzmaßnahmen gelang es mir, einen Teil der Funde an verschiedenen Orten zu verbergen. Alle Funde sind durch zusätzliche Abwehrgemmen gesichert. Nach meiner Ankunft in Marbella, wo ich meine Vortragsreise fortsetzte und mich mit einem Freund traf zum Gedankenaustausch, spitzten die Dinge sich zu. Ich erhielt Drohanrufe und wurde von Fremden angehalten, die mich wissen ließen, daß ich die Konsequenzen zu tragen hätte, wenn ich meine Funde nicht vernichten würde. Das alles mußte ich sehr ernst nehmen, denn es steht viel auf dem Spiel, wie ich nun erkannt habe. Mit dem Auftauchen gewisser Feuerzeichen, wie sie in den Texten genannt werden, wird eine neue Epoche anbrechen. Über dieses Phänomen habe ich mit Björn bereits eingehend gesprochen. Mir scheint jedoch, daß wir den Zeitpunkt dieser Zeichen nicht richtig berechnet haben.«

Merthus legte eine kleine Pause ein. Mahay nutzte die Gelegenheit, Merthus kurz und präzise von den Ereignissen zu berichten, die Björn inzwischen in Bann zogen.

Der Wissenschaftler atmete tief durch. »Feuerzeichen in irgendeiner Form waren stets Signale, die unruhige Zeit ankündigten. Jene winzige Insel im Vorfeld Xantilon, die eine Zeitlang als Strafkolonie Verwendung fand, scheint von weitaus größerer Bedeutung zu sein, als wir offensichtlich annahmen. Sieben Siegel – so viel weiß ich noch mit Sicherheit – stehen gegen die sieben Augen des Schwarzen Manja, um deren Wirksamkeit aufzuheben. Kh'or Shan selbst, so glaube ich durch die Fragmente enträtselt zu haben, ist sowohl endlich als auch unendlich. Das wahre Gesicht jener Welt liegt in einer anderen Dimension.« Professor Merthus' Stimme war etwas leiser geworden. Das Reden strengte ihn an.

»Aber das alles wird Björn durch seine eigenen Erkenntnisse sicher besser verstehen, als ich es vermag. Meine Pflicht ist es lediglich, euch mitzuteilen, daß es viele Nachrichten in dieser Welt gibt, die jene Kräfte fürchten, die schon einmal aktiv wurden. Sie sind mitten unter uns. Damit sage ich nichts Neues. Aber die Art und Weise, wie sie vorgehen, ist erschreckend. Mehr als einmal sind sie im ›San Christoban‹ aufgetaucht, um mich zu erpressen. Sie haben mich bedroht und geschlagen. Sie haben mir angekündigt, mich zu töten. Sie haben die Hotelhalle passiert mit den Gesichtern von Freunden, aber sie kamen auf mein Zimmer als Feinde. Über all diese Dinge konnte ich aus begreiflichen Gründen mit niemand sprechen. Ich hatte sehnlichst gehofft, so schnell wie möglich Björn oder Ihnen, Rani, zu begegnen, um die Probleme erörtern zu können. Ich fürchte die Drohung jener nicht, die Wiedererstanden. Aber es kostet Kraft, sich gegen sie zur Wehr zu setzen, wenn man selbst gefehlt hat…«

Zwischen Mahays Augenbrauen entstand eine steile Falte. Was hatte diese Bemerkung Professor Merthus' zu bedeuten?

Wieso beschuldigte er sich selbst?

»Ich glaubte listenreich vorzugehen und habe mich doch benommen wie ein blutiger Anfänger. Man kann keine Abmachungen mit ihnen treffen und sie nicht hintergehen. Ich habe mich mit ihnen eingelassen. Aus Absicht, sie zu entlarven und auszuschalten. Aber es gibt Kräfte, die sollte man ruhen lassen. Man kann den Teufel nicht mit Belzebub austreiben. Was ich getan habe, hat mich Kräfte gekostet, Rani. Meine Lebenskraft schwindet. Mir steht nur noch beschränkte Zeit zur Verfügung.

Magie laugt die Kräfte desjenigen aus, der sich damit beschäftigt. Ich möchte, daß Sie dies noch wissen und Björn davon berichten. Ich bitte um Verzeihung. Was ich getan habe, habe ich nicht getan, um das Böse zu wollen, sondern im Gegenteil, um es zu vernichten. Aber so einfach geht es eben nicht. Diejenigen, denen ich als Freund gegenübertrat, haben erkannt, daß ich sie hinterging. Ich habe sie in ihrer Ehre verletzt und mußte die Konsequenz tragen. Sie haben mich zusammengeschlagen wie einen tollwütigen Hund. Ich lag stundenlang bewußtlos. Das Zimmermädchen hat mich gefunden. Meine Einlieferung hier ins Hospital wurde unerläßlich. Die Polizei nahm Recherchen auf. Dies führte dazu, daß man sich ein falsches Bild machte – offensichtlich auch deshalb, weil das Personal Angaben machen konnte über die Besucher, die in der letzten Zeit so häufig im ›San Christoban‹ auftauchten. Und diese Besucher waren niemand anders als Björn, Carminia und Sie, Rani. Es waren Finsterlinge, die sich das Aussehen der Freunde zulegten, um sie in Verdacht zu bringen. Das ist die Vorgeschichte. Ich muß mich beeilen… entschuldigen Sie… Ich fühl' mich auf einmal so furchtbar schwach…«

»Ich werde den Arzt rufen.«

»Nein. Das hat keinen Sinn. Die beste Medizin der Welt könnte mir nicht helfen. Mein Körper ist das Spiegelbild meiner Seele. Die müßte gesunden. Aber ich bin schon zu tief in die verschlungenen Pfade der schwarzen Magie eingedrungen, als daß es noch ein Zurück für mich gäbe.«

»Es ist nie zu spät. Immer ist der Zeitpunkt für einen Neuanfang gekommen.«

Um die schmalen, blutleeren Lippen des Wissenschaftlers spielte ein flüchtiges Lächeln. »Das ist richtig – und doch auch wieder nicht. Ich habe begonnen, den Kampf gegen mein eigenes Ich aufzunehmen. Alles aber kostet seinen Preis in dieser Welt. Wer mal die Geister gerufen hat, kriegt sie nicht mehr los – aus welchem Grund, ob leichtfertig, ob aus guter Gesinnung oder böser Absicht, es immer auch geschehen sein mag… Nehmen Sie das Amulett an sich! Ich habe

es versehen mit Abwehrgemmen, so daß keiner, der in irgendeiner Weise Molochos zugerechnet werden muß, Erkenntnisse sammeln kann über die Botschaften, die auf dem Amulett gegeben sind. Sie und Björn werden bestimmt manches damit anfangen können. Ich selbst… werde euch wohl als Helfer nicht mehr viel geben können… ich habe meine Funde gut versteckt. So gut, daß sie es trotz aller Schläge nicht mehr aus mir herausbringen konnten. Jetzt haben sie gedroht, mich zu ermorden. Aber das werden sie nicht wahrmachen – weil ich ihnen als Toter überhaupt nichts mehr wert bin. Und in dieser Hinsicht habe ich sie überlistet… Ich habe die magischen Kräfte so eingesetzt, daß ich nicht automatisch zum Handlanger der anderen wurde… hören Sie mir gut zu, Rani, es eilt!«

Es war erschreckend, wie kraftlos die Stimme des Professors plötzlich klang. Es schien, als hätte er seine ganze Kraft aufgespart, um im geeigneten Moment noch all das loszuwerden, was er unbedingt mitteilen mußte.

»Professor, ich…«

»Sprechen Sie nicht, Rani! Hören Sie mir zu, bitte…« Seine Stimme klang nur noch wie ein Hauch. »Eine Gruppe von Menschenfeinden, vereint mit jenen, die sie unterstützen, hält sich hier in Marbella auf. Ich habe es herausgefunden. Ich glaube… so geschickt zu Werke gegangen zu sein… daß die anderen… nicht ahnen, daß ich… etwas davon weiß. Es sollen Menschen entführt werden. Ich weiß nicht, weshalb… Aber ich habe entdeckt… daß auch die Botschaften, eingekerbt in das alte Gestein, von maßlosen, nie geklärten Entführungen sprachen… im Zusammenhang mit Kh'or Shan… Sie können mehr herausfinden… Sie müssen 'mehr herausfinden, wenn Sie zum Hafen gehen. Bei Einbruch der Dunkelheit…«

Rani Mahay richtete seinen Blick bei diesen Worten unwillkürlich zum Fenster. Die Stunde, von der Professor Merthus sprach, war gar nicht mehr so fern. Über den Dächern der Stadt schimmerte das Licht der rötlichen, untergehenden Sonne. In einer Stunde würde es dämmrig werden…

»Es ist… ein größeres Schifferboot… mit Namen Esmeralda… Nach Einbruch der Dunkelheit… treffen sie sich dort… und nehmen Sie endlich – um Himmelswillen – das Amulett, das dem Oceanus' so sehr gleicht… Auch ein fischgesichtiger Herrscher spielt eine Rolle im Geschehen um das geheimnisvolle Kh'or Shan… Ob er jedoch identisch ist mit Oceanus oder…«

Da war es aus.

Merthus' Kopf fiel zur Seite, schlaff und kraftlos wie bei einer Marionette, an der man die Fäden gekappt hatte.

Der Wissenschaftler rührte sich nicht mehr. Er war tot.

*

»Hallo, Senor Mahay?« ertönte es von draußen. Gleichzeitig klopfte Capitano Montez an. »Ihre Zeit geht zu Ende. Beeilen Sie sich!«

»Natürlich, Capitano. Wir sind gleich soweit.« Rani riß sich zusammen, seine Stimme fest und natürlich klingen zu lassen.

Er löste das Amulett. Bert Merthus hatte gespürt, daß seine Stunde nahe war. Er hatte versucht, dem Inder noch alles mitzuteilen, was irgendwie von Wichtigkeit war. Aber die Zeit war doch zu knapp gewesen… Trauer erfüllte Rani Mahay.

Mit sanfter Hand drückte er dem Toten die Augen zu.

Die Hinweise, die Merthus gegeben hatte, waren schwerwiegend. Björns Gefühl hatte nicht getrogen, als er seinem Freund den Auftrag gab, sich mit dem Professor in Verbindung zu setzen.

Rani wollte zur Tür gehen. Auf halbem Weg nach dort verhielt er im Schritt, wandte sich um und kehrte zum Bett zurück. Der Tod Merthus' paßte genau in die Überlegungen, die Capitano Montez von dem Fall hatte. Bis man seine – Ranis Unschuld – wirklich nachgewiesen hatte, konnten Stunden vergehen. Und die hatte er nicht…

Auf dem Nachttisch lag ein Notizblock, dessen obere Seite mit einer großen Anzahl fremdartige Schriftzeichen bedeckt war. Bis zuletzt schien Merthus irgendwelche Formeln und Botschaften versucht haben zu entschlüsseln. Rani riß das obere Blatt ab und steckte es in seine Tasche. Dann nahm er den Kugelschreiber zur Hand und schrieb rasch einige Bemerkungen auf das unfreie Blatt.

Danach öffnete er lautlos das Fenster, schwang sich hinaus auf den Vorsprung. Das Krankenzimmer lag in der ersten Etage. Mit der Wendigkeit einer Katze, elastisch und schnell, wie man es seinem schweren Körper gar nicht zutraute, kletterte er die Fassade nach unten.

Eine Minute später hatte er festen Boden unter den Füßen…

»Die Viertelstunde ist um«, sagte in diesem Moment Capitano Montez draußen vor der Tür. »Ich komme jetzt herein, Senor.«

Die Tür ging auf. Montez stand wie erstarrt, als er das leere Krankenzimmer und den Toten im Bett sah.

Dann stürmte er in den Raum, rief nach dem Arzt und brüllte nach seinen Leuten.

»Der Professor ist tot! Der Bursche ist entkommen! Verdammt noch mal. Wir haben einen Fehler gemacht…«

Er entdeckte den Notizblock auf dem Nachttisch. Die wenigen Worte darauf waren an ihn gerichtet.

»Capitano, es tut mir leid, daß ich mich so unhöflich von Ihnen verabschiede. Ich habe leider keine Gelegenheit, Ihnen alles zu

erklären. Ich bin unschuldig! Das müssen Sie mir glauben! Professor Merthus ist auf natürliche Weise gestorben. Ich werde noch mal zu Ihnen kommen. Freiwillig. Ohne Handschellen…«

»Er kann nicht weit sein!« schrie Montez. »Ihm nach – es wäre doch gelacht, wenn man den Kerl nicht erwischte.«

*

Sie bekamen den Inder nicht.

Rani Mahay wußte, was auf dem Spiel stand. Die Tatsache, daß er sowohl gegen sichtbare als auch unsichtbare Kräfte gleichzeitig zum Kampf antrat, ließ ihn fintenreich reagieren.

Es war wichtig, daß er sein Äußeres veränderte.

In einem Scherzartikelgeschäft holte er sich, was er brauchte.

»Ich bin heute abend eingeladen auf eine verrückte Party«, ließ er die grazile Verkäuferin wissen, während er sich suchend umsah. »Wir sollen alle maskiert kommen. Das ist der Gag. Können Sie mir etwas empfehlen, womit ich mich unkenntlich machen kann?«

Sie empfahl Frankenstein- und Draculamasken. Aber davon wollte Rani Mahay nichts wissen. Aus gutem Grund, den er der Verkäuferin jedoch nicht mitteilen konnte.

Er entschloß sich für eine verhältnismäßig teure, langhaarige Perücke und einen Bart. Damit zog er ab. In einem exquisiten Friseursalon kaufte er sich eine ebenso exquisite Sonnenbrille.

Abseits des Touristenrummels, unten am Hafen in einer engen Gasse, legte er seine Maskerade an.

Mit der langhaarigen Perücke, dem angeklebten Bart und den großen Sonnenbrillengläsern sah er aus wie ein exzentrischer Künstler. So bewegte er sich wenig später am Strand entlang und wartete den Einbruch der Dunkelheit ab, um das geheimnisvolle Fischerboot mit Namen Esmeralda, von dem Merthus gesprochen hatte, schließlich näher in Augenschein zu nehmen…

*

Die rasende Bewegung durch den rotglimmenden Stollen hörte ebenso plötzlich auf, wie sie begonnen hatte.

Hellmark wurde verhältnismäßig sanft aufgesetzt. Er rollte noch zwei Meter über den Boden und blieb dann liegen.

Nur drei Sekunden verharrte er in dieser Stellung. Dann richtete er sich auf.

Das Tosen des Orkans, der sie gepackt hatte, war verstummt. Außer einem leisen, monotonen Geräusch, über dessen Herkunft er sich nicht im klaren war, herrschte Stille.

Er war in einer großen, kahlen Halle angekommen, die sich dadurch auszeichnete, daß er in der endlos wirkenden Decke über sich, fern und rötlich schimmernd, zahlreiche Löcher entdeckte, die er unwillkürlich mit jenem Schacht in Verbindung brachte, durch welchen das Halbblut und er gestürzt waren.

Die Weite der Halle war enorm. Er kam sich darin klein und verloren vor wie eine Ameise in einem monumentalen Tempel.

Wenige Schritte entfernt war die Fremde angekommen.

Björn ging auf sie zu und lächelte. »Haben Sie sich wehgetan?« fragte er besorgt.

»Ich fühl' mich okay. Danke, für die Nachfrage«, entgegnete die Jazzsängerin erstaunlich gefaßt. »Ich würde gern ein gebrochenes Bein in Kauf nehmen, wenn ich nur wüßte, wo ich mich hier befinde.«

Sie sah ihn an. »Übrigens, ich heiße Susan…«

»Ich bin Björn.«

»Die Insel scheint einige Überraschungen für uns zu bergen. Sie sieht so mickrig aus, daß man meint, sie in einem gemütlichen Spaziergang innerhalb von fünf Minuten umrunden zu können. Die Grenzen scheinen hier fließend zu sein.«

Sie ließen ihre Blicke in die Runde schweifen.

Allein die Halle, in der sie beide sich befanden, war mehrere tausend Quadratmeter groß.

Sie war nicht leer. Vor den schwarzen, wie glasiert aussehenden, Lavawänden standen in regelmäßigen Abständen gigantische Kegelstümpfe, die wie abgeschnittene Säulen aussahen.

Außer den Kegelstümpfen gab es brunnenähnliche Einfassungen und wulstförmige, aufgeworfene Ränder, die Krater einschlossen, welche sich zwischen den Kegelstümpfen befanden.

Im Zentrum der Halle befand sich ein riesiges, eiförmiges Gebilde, aus dem das dumpfe monotone Geräusch zu kommen schien.

Erst bei genauerem Hinsehen fiel ihnen auf, daß von der endlos scheinenden Decke dünne, eiszapfenähnliche Gebilde herabhingen, die im Lauf von Jahrhunderten von ewig tropfender Lava gebildet sein mußten.

Sie waren schwarz und stumpf und wirkten bedrohlich. Björn und Susan, die keinen Schritt von seiner Seite wich, umrundeten das eiförmige Gebilde. Es war glatt, fugenlos und fühlte sich an, als ob eine Metallegierung aufgelegt wäre.

»Das Ganze hier sieht aus wie eine technische Anlage, Susan«, sagte er unvermittelt. Er richtete den Blick gen Decke. »Wenn ich mit meiner Vermutung richtig liege, dann sind wir durch Zufall an einen Ort geraten, wo sich einer dieser Einsaugstutzen befindet. Durch irgendeinen Zufall scheinen sie oder ich einen Öffnungsmechanismus ausgelöst zu haben, der die Saugwirkung entfachte… oder – jemand

hat uns beobachtet und den Mechanismus ausgelöst.«

Schritt für Schritt liefen sie durch die Halle. Bis zum nächsten kantigen Kegelstumpf waren sie fast eine Viertelstunde unterwegs. Und noch ehe sie dort ankamen, trat die rätselvolle Erscheinung abermals auf.

Plötzlich fegte ein tosender Orkan über sie hinweg. Der fauchende Sog wurde in dem riesigen, eiförmigen Gebilde erzeugt! Es hörte sich an, als ob sich darin plötzlich in wahnwitziger Geschwindigkeit irgendwelche Turbinen drehten.

Susan und Björn wurden wie von unsichtbaren Händen zu Boden gestoßen. Der Orkan brauste über sie hinweg. Auf dem Boden liegend konnten sie erkennen, daß sich über ihnen in der Decke sämtliche Löcher öffneten, daß die Schachtklappen nach innen zeigten und der Sog minutenlang anhielt.

Nach dem Zusammenbrechen des Sogs schaute Björn sich unwillkürlich nach weiteren Menschen um. Diese monumentale Halle kam ihm vor wie eine Falle, durch die die Opfer in die Schächte gerissen wurden.

Ein anderer Gedanke kam ihm. Spielte sich hier möglicherweise irgend etwas, was mal von großer Bedeutung gewesen war, nur noch mechanisch ab? War diese fremde Technik ein Überbleibsel aus einer anderen, fernen Zeit?

Mit den Feuerbestien zumindest schien es auf den ersten Blick nichts zu tun zu haben. Sie mußten doch wissen, daß Susan und er sich hier befanden. Warum kamen sie nicht, um sie nicht endlich zu ihresgleichen zu machen?

Die Oberfläche der kantigen Kegelstümpfe wirkte aus der Nähe wie mattes Silber. Als Björn es vorsichtig mit dem Finger berührte und daran rieb, sah diese Stelle aus wie poliert.

Als nächste nahm Björn einen der mit wulstförmigen Rändern versehenen Krater in Augenschein. Die Wände glühten rot. In der Tiefe stand ein Lavasee.

Bei ihrem Rundgang durch die Halle auf der Suche nach einem eventuellen Ausgang, kamen sie an Kegelstümpfe und Krater, die merklich in ihrer Größe zunahmen.

Mehr als tausend Meter von der Stelle entfernt, an der sie angekommen waren, stießen sie schließlich auf einen Krater, der zehnmal so groß war wie die anderen, die zum Teil leer und schwarz waren, zum Teil mit Lavaseen gefüllt.

In diesem bewegten sich schemenhafte Gebilde. Aus der Tiefe drang monotones Summen, als ob fern irgendwo in ihm ein Motor brumme.

Was sich da ganz an der Oberfläche, wie Wellenbewegungen im Wasser, ereignete, zog Björn Hellmark vollends in Bann.

Er nahm Bilder wahr. Hunderte von Szenen, in denen Menschen im Mittelpunkt standen. Dieser Krater war wie die gigantische Oberfläche eines runden Fernsehschirms, auf dem tausende von Programmen gleichzeitig abzulaufen schienen.

Da erkannte er eine ganz bestimmte: Szene wieder.

Eine romantische Bucht mit weitem Strand. In der Bucht lagen die Reste eines Wracks. Das Wrack trug den Namen BLUE STAR.

Auf dem höchsten Punkt in der Bucht stand eine Palmhütte. Zwei Menschen – eine schöne Frau und ein Mann, Schiffbrüchige der BLUE STAR – waren hier in der Bucht heimisch geworden. Das Schicksal hatte sie hierher verschlagen.

Die Menschen lachten, und tollten am Strand… dann veränderte sich die Szene. Flammen loderten ringsum. Die Hütte brannte nieder, die Menschen waren vom Feuer eingeschlossen. Dies alles hatte er erlebt! Er hörte Susan aufstöhnen. »Catherine!« entrann es den Lippen des Halbbluts. »Oh, mein Gott…«

Er folgte ihrem Blick. Zwischen dem Gewirr von Szenen entdeckte er jene, die für eines der Mitglieder der ANTOINETTA schicksalsbestimmend geworden war.

Der Augenblick, als Catherine in den Schlund der Erde rutschte, schien von unsichtbaren Kameras festgehalten worden zu sein.

Plötzlich fiel es Björn Hellmark wie Schuppen von den Augen.

Dieser Krater hier speicherte nicht nur die Ereignisse – er war offensichtlich auch wieder in der Lage, sie jederzeit neu entstehen zu lassen und dorthin zu projizieren, wo sie sich einst abgespielt hatten.

»Eine Art Sender. Eine Fernsehstation vielleicht. Ein programmiertes Elektronengehirn…« kam es abgehackt über Hellmarks Lippen.

Sie fanden keine Gelegenheit, sich über dieses rätselhafte Phänomen tiefgreifende Gedanken zu machen.

Neue Ereignisse zogen sie in Bann.

Hinter dem szenenspeichernden Krater befand sich eine hohe Wand. Sie sah unheimlich aus mit all den steinernen Köpfen, die sich wie angeklebt aneinander reihten.

Jeder einzelne Schädel war so große wie ein ausgewachsener Mensch.

Diese Wand glitt nun wie durch Zauberei in der Mitte auseinander und gab den Weg frei in eine weitere Halle, die von ihr abgetrennt wurde.

Aber die Halle war nicht leer. Flammenschein loderte an den Wänden, als wären sie durchsichtig und dahinter würden riesige Feuer flackern.

In den Wänden gab es Nischen, in jeder stand – eine Feuerbestie aus Kh'or Shan!

Feuermenschen tauchten nun auch aus Verstecken auf, die sie bisher nicht in der Ankunftshalle wahrnahmen.

Susan Andrews und Björn Hellmark wurden hineingedrängt in die feurige Welt, die jenseits der mit Steinköpfen versehenen Trennwand lag.

Ängstlich preßte sich das Mädchen aus Honolulu an Björn. Verwirrt und mit fiebrigen Augen blickte sie sich um.

In der Halle vor ihnen befand sich ein steinerner Schädel, der ein wahres Monument darstellte.

Der Schädel war flankiert von Steinbrunnen, in denen Feuerkaskaden hochstiegen. Ein eigenartiger, ritueller Singsang lag in der Luft, der das monotone Summen übertönte.

Er kam von Feuermenschen, die sich vor dem aufgerissenen Schädelmaul in tanzartigen Bewegungen drehten.

Im Innern des Schädelmauls entstand eine Bewegung.

Die ganze Umgebung hier, die aussah wie das Innere einer phantastischen Vulkanstadt, war schon unheimlich genug. Noch unheimlicher aber wurde alles, als Hellmark sah, was da aus dem steinernen Maul herausgetragen wurde.

Es war ein goldener Thron, den vier Feuermenschen auf ihren Schultern trugen. Zum Thron führten sieben Stufen. Links und rechts neben der obersten Stufe standen auf schwarzen Lavazapfen bizarre Schalen, in denen ein geisterhaftes Licht flackerte.

Auf der obersten Stufe befand sich eine Gestalt, die in einen königsblauen, halbdurchsichtigen Umhang gehüllt war.

Die Gestalt drehte den beiden Menschen den Rücken zu.

Als die Feuermenschen den Eingang in das Schädelmaul hinter sich hatten, setzten sie den Thron ab. Dies war der Moment, da die Gestalt zwischen den beiden Flammenschalen sich umwandte.

Björn Hellmark meinte in den Erdboden versinken zu müssen.

Er stand – seiner Carminia gegenüber…

ENDE